

UNBEHAUST IN DER FREMDE

Ausländische Studierende
und der Wohnungsmarkt

Auszeit 21, Nr. 1/2,
28. Jg. 1990

WUS

World University Service

A
U
S
Z
E
I
T

AUSZEIT

auszählen (sw, V.), (Boxen: Ein am Boden liegender, hockender, sitzender Boxer wird vom Ringrichter im Sekudentempo von 1 bis 9 ausgezählt, bei 10 ist er ausgezählt und der Kampf ist beendet (Knock-out).

Auszeit, die;-; -en (Basketball, Volleyball): Pause, Spielunterbrechung, die einer Mannschaft nach bestimmten Regeln zusteht. Die A. ist e. wesentliche Maßnahme, um auf das Geschehen Einfluß zu nehmen. Auszeit wird genommen, um taktische Maßnahmen für den Angriff oder die Verteidigung zu besprechen, der Mannschaft eine Erholungspause zu verschaffen, bei hektischer Spielweise das Spiel zu beruhigen, den Spielfluß des Gegners zu unterbrechen und die Mannschaft psychisch wieder aufzurichten.

Die Auszeit ist nur effektiv, wenn sie optimal genutzt wird. Taktische Anweisungen werden möglichst knapp und klar gegeben.

auszementieren (sw. V.): die Innenseite von etw. mit einer Zementschicht versehen: einen Schacht, einen Keller auszementieren.

AUSZEIT

IMPRESSUM

Herausgeber World University Service
Goebenstr. 35
6200 Wiesbaden
Tel.: 06121/44 66 48

Redaktion: Günther Boege
Kambiz Ghawami

Innen- und Außentitelgestaltung
AG für Design und
Kommunikation
Bismarckring 3
6200 Wiesbaden
Tel.: 06121/378 379

Herstellung BSS, Wiesbaden

Druck: MVR Druck Köln GmbH

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck mit Quellen-
angaben erlaubt gegen
Übersendung von
zwei Belegexemplaren.
Zu beziehen:
World University Service
Goebenstraße 35
6200 Wiesbaden

**UNBEHAUST IN DER FREMDE -
Ausländische Studierende und der Wohnungsmarkt**

INHALTSVERZEICHNIS	SEITE
EDITORIAL	5
Zu diesem Heft	7
DIE STUDENTEN - ERFAHRUNGEN UND INTERESSE	12
Mara Rúbia de Andrade, Zuhause?	13
Dolly Conto-Knoll, Auseinandersetzungen ohne Ende in einer fremden Kultur	17
M.Kazem Deghani, Aber immerhin habe ich ein Dach über dem Kopf	21
INTERVIEWS UND REFLEXIONEN	
- "Ich kann doch nicht jemand draußen vor der Tür stehen lassen!" - Ein Interview über Gastfreundschaft und menschliche Würde	28
- Sieben Quadratmeter - mein Zuhause Optimistische Gedanken eines indonesischen Studenten	34
- Mohammed Rashids unspektakulärer Weg nach Deutschland	39
- Zwei Studenten machen sich Gedanken über Leben und Lernen in Deutschland	46
DIE VERMIETER - ZUM BEISPIEL DAS STUDENTENWERK	57
- Schluß. Aus.Sense. - Ein Gespräch in der TH Darmstadt	58
- Gespräch mit Peter Gussmann, Kanzler der Fachhochschule Frankfurt	62

AUSZEIT

RÜCK-SICHTEN	69
Carmen zur Strassen, Damals in Frankfurt	70
ZUKUNFTSAUSSICHTEN - ERFAHRUNGEN UND VORSÄTZE	78
Jörg Salaquarda, Studentenwohnheim - Schwierigkeiten multikulturellen Zusammenlebens	79
Carlo Maria Schulte, Wohnprojekt Ökosiedlung	85
Kambiz Ghawami, WUS - Mit Pauken und Trompeten auf Zimmersuche	93
DEUTSCHE IM AUSLAND - UNBEHAUST?	97
Armin & Rainer, Willkommen in der Fremde - Erfahrungen aus Nicaragua	98
Anhang	107

EDITORIAL

AUSZEIT erscheint seit 10 Jahren in der Nachfolge der "WUS-Nachrichten", die es seit 1950 gab. Zur Feier des Tages präsentiert sich die Zeitschrift ab dem ersten Heft im Jahr 1990 in einem etwas gewandelten Rahmen.

Wir wollen weiter Themen bringen, die mit dem Ausländerstudium unmittelbar zusammenhängen, wir wollen aber darüber hinaus auch zunehmend Fragen anschneiden, die das Verhältnis der ausländischen Studenten zu ihrem Gastland betreffen - und umgekehrt. Viele alltäglichen Probleme der ausländischen Studenten gründen unserer Meinung nach unmittelbar in der deutschen Mentalität. Insofern können Ausländerstudium und ausländische Studenten ein Spiegel bestimmter deutscher Eigenschaften sein, die zu erkennen, einzuschätzen und zu verändern unser Interesse als Gastland sein könnte. Dazu gehören eine gewisse Starrheit und Unduldsamkeit gegenüber Andersdenkenden oder eben auch Fremden, die weithin verhindern, andere Denk- und Lebensauffassungen als eigenständig, lebenswürdig und -berechtigt zu respektieren, sie gar als Bereicherung eigener "gewachsener" Vorstellungen zu sehen. Angesichts der unkegubaren gesellschaftlichen Schwierigkeiten und Irritationen der westlichen Hemisphäre, angesichts der Krise der "westlichen" Wissenschaft, deren Ziel immer mehr von den Interessen der Menschen zu abstrahieren scheint, wäre es eigentlich plausibel, über die Grenzen unseres abendländischen Horizontes hinauszusehen und auch woanders nach Quellen zu suchen, in denen menschliches Maß für uns erkennbar wird. Die Tatsache, daß in der Bundesrepublik und in der DDR zehntausende von ausländischen Studenten aus aller Herren Länder studieren, die in der Regel aus anderen und zum Teil sehr alten Kulturkreisen kommen, könnte für uns konkreter Anlaß für diesen Blick über unsere

Suppentasse sein - ist es merkwürdigerweise bisher nie oder doch nur marginal gewesen.

So zeigt auch das Thema des vorliegenden Heftes nicht nur einen organisatorischen oder ökonomischen Mangel auf, eben die Wohnungsnot der ausländischen Studenten, sondern vor allen Dingen - der Titel des Heftes soll das andeuten, "unbehaust" bedeutet ja mehr als das Fehlen eines baulichen Elementes - auch die Abgrenzung der Deutschen gegenüber den Fremden: keine Gastfreundschaft.

Noch nicht einmal oder doch kaum die Einsicht, daß hier etwas nicht stimmt. In Heimatlosigkeit und Unbehaustheit ist schlecht studieren und Erkenntnis sammeln. Dies sind wohl die wahren Gründe für eine gewisse Ineffizienz des Ausländerstudiums, für die Abbrecher unter den ausländischen Studenten, die häufigen Fachwechsel und für diejenigen, die eigentlich gar keine Perspektive mehr für sich sehen, nicht etwa die vielbesprochenen und reichlich unbestimmten Akkulturationsschwierigkeiten, Sprachprobleme, Bildungsmängel undsoweiter undsoweiter.

Deswegen möchten wir in den nächsten Heften Fragen des Interkulturellen und Multinationalen in den Vordergrund der Diskussion stellen. Das Thema des Heftes 1/2, 90 befaßt sich denn auch mit den Lebens- und Studienperspektiven der sogenannten Gastarbeiterkinder, im Amtsdeutsch "Bildungsinländer" genannt.

Für Anregungen, Vorschläge und - vor allem - Beiträge sind wir wie immer dankbar.

Auf die nächsten 10 JAHRE !

ZU DIESEM HEFT

„Ach“, sagte ein Verantwortlicher für wohnungssuchende Studenten in einer konfessionellen Institution, „ach, die Situation wird immer schlimmer. Schon für die deutschen Studenten! Wie erst für die ausländischen!“ Er meinte damit den Wohnungsmarkt für Studenten im allgemeinen und ausländische Studenten im besonderen, und zwar auf dem privaten wie auf dem öffentlichen Sektor. Sein Kummer war echt und groß - wie seine Hilflosigkeit. Hilflos sind sie alle, die auftragsgemäß den „Mangel verwalten“, ob sie nun im Studentenwerk der Hochschule arbeiten, in den konfessionellen Institutionen und Studentenwohnheimen, oder in den Ästen, Bereich Wohnungsreferat. Und je nach Mentalität schlagen sie die Hände über dem Kopf zusammen oder sie bieten dem Frust die Stirn und kratzen die letzten Reste von Eigeninitiative zusammen und versuchen über verstärkte Öffentlichkeit mobil zu machen: so manche Dachstube mit Fließwasser ist auf diese Weise zum Nutzen des Studenten zu Tage gekommen. Selbst private Beziehungen werden nicht außer Acht gelassen. Trotzdem bleibt der Erfolg gering. Der eine oder andere Betreiber von Studentenwohnheimen versucht rigorose Maßnahmen: „Nach sechs Semestern ist Schluß! Dann kündigen wir!“ Die grimmige Miene kann nicht darüber hinwegtäuschen, das in der Regel daraus nichts wird, denn es ist allzu offenbar: die Chance eines „erfahrenen“ Studenten, eher ein Zimmer zu kriegen als ein Erstsemester ist vernachlässigbar gering - es gibt eben kaum mehr Wohnraum für Studenten im Angebot.

Und die Studenten selbst? Wo bleiben sie? In den Notquartieren, die die Hochschulen hie und da einrichten, sind sie nicht zu finden. Also doch nicht so ganz am Ende, also doch noch untergekommen?

Die Zahl der Nesthocker bei den deutschen Studenten wächst. Ob das begrüßenswert ist, daß junge Erwachsene bis ins hohe

Semesteralter die Beine unter der Eltern Tisch strecken? Kann das auf Dauer individuell angenehm, gesellschaftlich sinnvoll sein? Noch ist die Wohnungsknappheit nicht überall katastrophal. An kleineren Hochschulen, in kleineren Städten findet vielleicht der "normale" Student mit Ach und Krach Unterkunft. Da gibt es auch Wohnraum-Besitzer, die es nötig haben, regelmäßig zu vermieten; auch an Studenten. In den Ballungsräumen aber ist das längst nicht mehr der Fall. Die "Besitzer" haben es einerseits nicht nötig, andererseits ist der Wohnraum sowieso allgemein so knapp, daß es sich für sie "nicht auszahlt", an Studenten zu vermieten. Als Büroraum wird lukrativer vermietet - und sei es auch schwarz.

Insofern haben sich die Verhältnisse in den letzten 10 oder 15 Jahren grundlegend verändert. Aber keiner hat das prognostiziert, vor allem: keiner hat sich darauf eingestellt, eben auch nicht die Öffentliche Hand.

Die ausländischen Studenten sind diesem Angebot-Nachfrage-System vollkommen ausgeliefert. Unsere Nachforschungen haben ergeben, daß das Stoßseufzer-Argument: Den deutschen Studenten geht es schlecht und den ausländischen eine Ecke schlechter, nicht (mehr) stimmt, denn die ausländischen Studenten kriegen in der Regel keinen Wohnraum als Privat-Quartier mehr - außer sie zahlen jeden Preis! Und wer von ihnen, die weit überwiegend Selbstzahler sind, kann das schon! Es ist die Ausnahme, wenn ein ausländischer Student ein Zimmer außerhalb des obligatorischen und öffentlich eingerichteten und betriebenen Studentenwohnheims bekommt. Für Studenten mit schwarzer Hautfarbe ist es so gut wie ausgeschlossen.

Die Misere kann nicht nur an dem unausgewogenen Angebot-Nachfrage-Prinzip liegen. Woran aber dann - und was ist zu tun? Die ausländischen Studenten strecken sich inzwischen nach der

Decke. Sie versuchen sich einzurichten. Manchmal erscheint ihre Haltung als geradezu fatalistisch: dann wohnen wir eben zu viert in einem Zweibett-Zimmer, oder zu fünft oder zu sechst, oder ... Der Ärger ist vorprogrammiert, ist - wie die Interviews und Berichte im Heft zeigen - längst virulent.

Aber das sind vielleicht noch vorübergehende Erscheinungen, irgendwie kontrollierbar. Wie steht es jedoch mit dem Isolierungs-Syndrom, das mit dieser Wohnraum-Misere Hand in Hand geht? Oft scheint es so, daß selbst die ausländischen Studenten das Problem ihrer eigenen sozialen Isolierung unterschätzen, die ja nicht geringer wird, wenn immer mehr zusammengedrückt wird - bis man schließlich ganz unter sich ist. Aber die Gefahr der Wurzellosigkeit in der "Gast"-Gesellschaft, an der man kaum noch teilnehmen kann, ist, nicht zuletzt durch die extrem verschärften Wohnbedingungen besonders in den Ballungsräumen, riesengroß geworden.

Die Studenten sehen zwar die Zurückweisungen gerade während ihrer Wohnungssuche, die angetanen Beleidigungen, die offenen und verdeckten Herabsetzungen ihrer Person, aber sie halten sich für autonom genug, um diesen Zumutungen zu widerstehen. Sie sind in ihrer persönlichen Haltung verunsichert und in ihrer persönlichen, nationalen, kulturellen Identität verletzt und - wie die Interviews und Berichte zeigen - sie kritisieren das deutsche Verhalten, sprechen ihm das Recht ab, so zu verfahren, aber angesichts ihrer offenkundigen Unterlegenheit fügen sie sich in die Verhältnisse. Damit beginnt ein für sie verhängnisvoller Kreislauf, in dem die erkenntnisfördernde Auseinandersetzung mit der dominierenden Gesellschaft immer weniger möglich ist und schließlich oft gar nicht mehr stattfindet.

Es kommt, wie es unter diesen Verhältnissen kommen muß, es entstehen bei den ausländischen Studenten Ressentiments ge-

genüber dem Gastland, eine verhängnisvolle Illusionslosigkeit gegenüber seiner Fürsorgebereitschaft. Die Achtung, ja manchmal Liebe gegenüber Deutschland zu Anfang des Studiums weicht zunehmend der Einsicht, auf eingefleischte Ethnozentrismen zu stoßen, auf nackten Egoismus, puren Materialismus - auf eine generelle Ablehnung ihrer Person, ihres Landes, ihrer Kultur. Und schließlich: was ist es anderes, wenn an Zimmer- und Wohnungsangebote immer wieder die Bedingung geknüpft wird - keine Ausländer?

So, wie die Dinge im Augenblick liegen, wird es keine andere Möglichkeit geben, als Versäumtes nachzuholen und Studentenheime zu bauen. In einer Übergangszeit muß die Vermietung von privatem Wohnraum schmackhaft gemacht werden. Das bedeutet beispielsweise, daß dem Privatvermieter Ausfall-Mieten seitens des Studentenwerkes oder anderer Institutionen gebürgt werden, es kann auch bedeuten, daß einem Studenten kurzfristig mit Geld ausgeholfen werden muß - mit dem Risiko des *à fonds perdu*.

In Frankfurt gibt es seit kurzem den Evangelischen Verein für Wohnraumhilfe, der Wohnungen für Obdachlose und Flüchtlingsfamilien anmietet und an die Klientel weitergibt beziehungsweise Wohnungsvermietern und Hausbesitzern bei Vermietung die Vertragserfüllung garantiert. Der Verein macht damit gute Erfahrungen, und es ist eigentlich nicht verständlich, daß ein solches Verfahren nicht schon längst von den Studentenwerken aufgegriffen wurde: "Da könnte ja jeder kommen, und außerdem haben wir dafür kein Geld!"

Aber kommt wirklich jeder? Wer will sich schon gerne abhängig machen! Die Zahlen der Hilfesuchenden unter den ausländischen Studenten im Studentenwerk bei den Studentengemeinden sprechen jedenfalls nicht für dieses Mißtrauen.

Über das neue studentische Förderungsprogramm des Bundes, der 300 Millionen DM für den Wohnungsbau für Studenten bereitstellen will, ist die Meinung ziemlich ungeteilt skeptisch: Wenn pro Studentenzimmer Entstehungskosten von mindestens DM 60.000 anfallen und der Zuschuß an die Kommunen seitens des Bundes und der Länder DM 15.000 beträgt, so ist klar, daß der Rest von dem Träger der Baumaßnahmen, also in der Regel die Studentenwerke, nicht getragen werden kann. Also in diesem Bereich wieder einmal ein Schuß in den Ofen?

Die Studenten - Erfahrungen und Interessen

Die Geschichten und Berichte der ausländischen Studenten in diesem Heft, auch die Interviews *, über ihre Wohnungssituation führen früher oder später alle zu dem Problem der Nicht-Akzeptanz der Ausländer durch die deutsche Umwelt, und das sind die Vermieter, die Leute auf der Straße, die Kommilitonen: sie läßt wirkliche Freude am Leben und Studium in Deutschland anscheinend nicht recht aufkommen. Das betrifft übrigens alle ausländischen Studenten, ob sie nun hier als Asylsuchende zunächst einmal ihre Haut gerettet haben, oder ob sie hierher gekommen sind, um zu studieren. Lebenslust unter dem Bewußtsein zu entwickeln, von der Mehrheit wenn nicht abgelehnt, so doch ignoriert zu werden, ist schwer. Denn die ausländischen Studierenden sind ja auch gleichzeitig weitgehend sozial isoliert, Kontakte mit Deutschen sind in der Mehrzahl nur sporadisch und relativ oberflächlich. Die Schwierigkeiten der Zimmer- oder Wohnungssuche wird von den ausländischen Studierenden aus dieser Situation heraus beschrieben, gewisse Empfindlichkeiten sind dadurch erklärlich, auch Vorurteile, die ja streng genommen schon dann bestehen, wenn ein Satz beginnt: "Die Deutschen ...". Aber selbst die Vorurteile werden so dezent geäußert, daß man ein Narr wäre, würde man sie nicht als Vorform eines Urteils begreifen, in dem sich eine ziemlich niederschmetternde Einschätzung deutscher Kultur und deutschen Wesens zumindest andeutet.

* sämtliche Interviews und Gespräche in diesem Heft wurden von G. Boege geführt

Mara Rúbia de Andrade

Zuhause?

Ich gucke durch das Fenster meines neuen Zimmers, in Roth, einem kleinen hessischen Dorf, das Wetter ist grau, wir haben Herbst, aber meine Seele ist im Sommer, ich fühle mich wohl!

In Gedanken erinnere ich mich an meine Kindheit, Santos (die Stadt in der ich geboren bin). "Gestern" noch lebte ich in Heskem, auch einem kleinen Dorf mit 400 Einwohnerinnen/Einwohnern: vor 7 Jahren noch war ich in meiner Heimatstadt, in der circa 600.000 Menschen leben. Deutschland - Brasilien - Santos, welch ein Unterschied, aber wie!!!

Ich laufe durch meine Erinnerungen, schaue mein altes, kleines Studentenzimmer in Heskem an, oje, wieviel Gefühle sind hautnah und rühren an meiner Sehnsucht! Es war mal schön, mal nicht. Wieviele Sachen habe ich in diesem kleinen Zimmer gesammelt, mein Zimmer war voll.

Die ersten Zeiten in Deutschland waren schwer, die Umstellung, die Integration sind ein langer Prozeß. Nicht genau die Sprache zu verstehen, spielt eine große Rolle.

Ich hätte im Studentendorf in Marburg wohnen können, aber dieses Zement-Gebäude gefällt mir überhaupt nicht, obwohl, wenn ich in Sao Paulo gewesen wäre, hätte ich in ähnlichen Gebäuden gewohnt. Aber hier konnte ich auf dem Land in einem alten Fachwerkhaus mit lieben deutschen Freundinnen leben und eine andere Lebensweise ausprobieren. Ich konnte mich durch diese neuen Erfahrungen weiter entwickeln und mich als Frau neu entdecken.

Mein erstes kleines Studentenzimmer dort hat eine besondere Bedeutung für mich. Es ging mir oft nicht gut. Manchmal habe ich in der Uni in Frankfurt, wo ich studiert habe, ein leeres Gefühl gekriegt. Die Anonymität, das Gefühl von Einsamkeit dort, und viele andere Sachen hatten viel in mir bewegt. Ich wollte so schnell wie möglich zuhause sein, in mein Zimmer gehen, wo ich mich sofort geschützt gefühlt habe und Geborgenheit bekommen habe. Dort konnte ich mich erholen und weiter durch die Probleme angehen. Wenn ich mich so gefühlt habe bin ich wie eine Rakete nach Haus gefahren!!!

Ich habe auch in Frankfurt ein Studentenhaus besucht. Was für ein kaltes und schreckliches Gefühl befiel meine Seele in diesem großen Zement-Gebäude, oje, Studentinnen, weder Ausländerinnen noch Deutsche haben eine gute Wohnsituation in solchen Gebäuden. So habe ich mir die "erste Welt" damals in Brasilien nicht vorgestellt!

Mein Zimmer in Heskem war nicht größer als ein Zimmer in Studentenhaus, ich hatte auch kein Badezimmer und keine Toilette im Haus, sondern draußen. Wenn ich mußte, mußte ich durch den Hof gehen. Besonders im Winter war das schwer. Aber ich habe erfahren, daß der sogenannte Komfort nicht das Wichtigste für unsere Seele ist. Ich hätte mein Zimmer nicht mit einem Studentendorf/haus wechseln wollen. In meinem Zimmer, inmitten meiner selbstgesammelten Sperrmüllmöbel, ohne besonderen Komfort, habe ich Wärme und schöne Atmosphäre erlebt.

Das Haus hatte keine Zentralheizung, sondern Holzöfen, wir holten oft Holz mit dem Auto aus dem Wald, und haben es selbst gesägt und gehackt. Was für ein schönes Gefühl, und eine romantische Atmosphäre im Herbst und Winter gab es dadurch bei uns und im Haus. In Brasilien hatte ich nicht die Gelegenheit, das auszuprobieren.

Durch das Leben auf dem Land entwickelte ich in meiner Seele eine schöne und wichtige Beziehung mit der Natur, ich habe entdeckt, daß ich in der Natur auch in meinem Element bin. Dazu hatte ich in der Großstadt in Brasilien nie Gelegenheit. Meine Entwicklung hier hat mir auch geholfen eine neue Identität als Frau zu finden.

Meine Erinnerungen an meinen bisherigen Lebensweg bringt mir ein schönes brasilianisches Lied wieder näher, das ich gerade höre:

Voz de Mulher (Frauenstimme)

Die Stimme der Frau wiegt mich
freut mich,
bringt mich zum Weinen,
sie schaudert mich
läßt meine Haare stehen,
bringt mich zum Tanzen,
läßt in mir den Schmerz schweigen
lehrt mich zu lieben ...
seitdem ich geboren bin.

Frauen, die in Antillen singen,
Stimme der Frauen im Radio in Brasilien,
Stimme meiner Mutter, die für mich gesungen hat.

(welch ein schönes Gefühl)
Und die schwarzen Amerikanerinnen mit ihren
Hymnen und Blues Gesängen.

Liebe, Liebe, nimmt diese Stimme auf die Flügel der
Lieder,
ich möchte durch mein ganzes Leben
eine Frau hören, die für mich singt.

ROTH - November 1989.



Dolly Conto-Knoll

Auseinandersetzungen ohne Ende in einer fremden Kultur

Ich bin Mutter, und ich bin Kolumbianerin. Diese zwei Eigenschaften lassen sich in Deutschland schlecht mit einer dritten unter einen Hut bringen: Ich bin Wohnungssuchende. Ich bin nämlich nicht die einzige. Außer mir suchen noch viele, sehr viele Menschen eine Wohnung, oder zumindest eine Unterkunft: Menschen, die aufgrund einer glücklicheren Staatsbürgerschaft mir und mir Ähnlichen gegenüber himmelhoch im Vorteil sind. So haben einige das Glück, AussiedlerInnen zu sein. Weniger glücklich, aber immer noch besser dran als die dritte Stufe, die Glücklosesten (erläutere ich im Folgenden), sind die BundesbürgerInnen selbst. Stufe III sind dann all diejenigen, die nicht aus irgend einem Teil Deutschlands oder aus einem dahin überzusiedelnden oder dem anzuschließenden sind. Dabei existieren auch noch zwei Unterstufen: IIIa - hellhäutige Ausländer - und IIIb - dunkelhäutige. Das alles hört sich sehr nach Vorurteil oder Gemeinplatz an, aber es ist tatsächlich nichts dergleichen, sondern meine Erfahrung: die Erfahrung einer dunkelhäutigen, auf Wohnungssuche befindlichen Kolumbianerin.

Hier eine Teilerfahrung im Originaltext.

Szenarium: Eine mittelständische Wohnung, die gerade durch das Wegziehen des Vormieters in ruhigere Gegenden (vielleicht in die Karibik?) freigegeben ist. Als benachteiligte Bewerberin habe ich mich schon eine halbe Stunde vorm vereinbarten Termin vor der Tür eingefunden. Ich klinge.

Mieter (öffnet die Tür, mustert mich und meinen schmollenden Sohn, offenkundiges Mißfallen im Blick):

"Bitte?"

Ich: "Ich komme wegen des Zimmers" (man beachte die Benutzung des Genitivs, mit der ich mich als der deutschen Sprache kundig zu erkennen gebe).

Mieter: "Wir wollen hier keine Ausländer. Ausländer haben wir schon genug." (Die Tür schließt sich knapp vor meiner Nasenspitze.)

Weitere solcher Beispiele, vielleicht auch weniger krasse, könnte ich zur Genüge an- und ausführen; ich möchte es aber dem Leser überlassen, sich anhand des obigen Schemas die weiteren Erlebnisse auszumalen.

Deutschland wird anfangs von denjenigen, die keine angemessenen Vorstellungen über das Land und über die gesellschaftlichen Gegebenheiten haben, idealisiert. Für viele Ausländer ist Deutschland das "Paradies auf Erden". Für andere ist Deutschland das Land der unerschöpflichen Möglichkeiten, der Selbstentfaltung und der Verwirklichung des individuellen Ehrgeizes, dies geht oft bis hin zur Vorstellung, dort schnell reich werden zu können. Solange der Fremde fremd ist, ist er oder sie ungefährlich, ihm oder ihr wird sogar geholfen. "Arme AusländerInnen, sie kommen aus Entwicklungsländern, wo es ihnen am Lebensnotwendigen fehlt, sie leben oft unterhalb des Existenzminimums, es fehlen ihnen alle wichtigen Faktoren, die für die Entfaltung jedes Individiums notwendig sind...". Inzwischen lebt eine große Zahl Ausländer in der Bundesrepublik. Die Anwesenheit der "Fremden" löst verschiedene Projektionen und Unsicherheiten bei den Deutschen aus. Von den Fremden wird daher Anpassung, Integration und die Beherrschung der deutschen Sprache erwartet. Viele Ausländer bemühen sich, diesem hohen Anspruch der deutschen Gesellschaft an sie auch möglichst gerecht zu werden, trotzdem stoßen diese Menschen oft auf Ablehnung und Diskriminierung.

Die erste Konfrontation, die für jeden Fremden in dieser Kultur zum alltäglichen Brot geworden ist, resultiert also allein aus der Tatsache, "AusländerIn" zu sein. Dieses Wort wird dem Fremden mit allen möglichen und negativen Konnotationen entgegen geschleudert. Jegliche Ziele, Ansprüche oder sogar Träume der Einzelnen geraten immer wieder ins Wanken. Die bedrückende Realität vieler Ausländer hat große Dimensionen erreicht. Als ich im Jahr 1981 z.B. nach Deutschland kam, mußte ich mich mit vielen Konflikten auseinandersetzen. Ich hatte häufig das Gefühl, daß die Deutschen von mir erwarteten, daß ich mein Dasein legitimieren sollte....Es war keine Seltenheit zu hören: "Woher kommst du?" Aber hinter diesem Interesse an dem Fremden verbargen sich tausend Fragen: "Was möchtest du hier in Deutschland machen? Wieso bist du eigentlich hier? Wie bist du nach Deutschland gekommen?" etc. Diese Fragen werden am Anfang unseres Aufenthaltes als selbstverständlich hingenommen, aber in Laufe der Zeit bekommen viele von uns massive Ausländerfeindlichkeit zu spüren. Dies äußert sich darin, daß die Ausländer überall Stein des Anstoßes sind, so zum Beispiel in öffentlichen Verkehrsmitteln oder in Universitäten und vor allem auf Behörden, sie werden aber auch in ihrer Wohnumgebung als störender Faktor angesehen. Aber viele der Ausländer haben nicht einmal eine Unterkunft.

Nach einigen Semestern der Forschung im Ausland kam ich nach Deutschland zurück; in das Land, in dem ich meine zweite Sozialisation erlebte. Das Land, das inzwischen eigentlich meine zweite Heimat geworden ist. Dort, wo mein Sohn geboren ist und wo ich studiert habe und momentan promoviere. Mit großen Erstaunen mußte ich erneut feststellen, daß die Ausländerfeindlichkeit sich verschärft hat. Es nützt überhaupt nicht, daß man/frau die Anforderungen der deutschen Gesellschaft gerecht zu werden versucht, indem man/frau sich verständigen kann oder auch angemessene Kleidung trägt. Das Anderssein allein, das Aussehen der Ausländer wird weiterhin negativ bewertet. Die Auseinandersetzung mit den Fremden ist zum alltäglichen Kampf vieler Ausländer geworden. Es ist häufig unter Ausländern zu hören: "Ich gehe lieber nicht einkaufen, ich werde sowieso schlecht behandelt", oder auch die Haltung der Resignation bei vielen von uns, die der Kampf um eine Wohnung oder um ein geregeltes Leben schnell zermürbt hat. Die Aussichtslosigkeit für einige Ausländer, die hierher gekommen sind, um zu studieren, ist groß. Für sie existiert nicht einmal die Chance, ein Zimmer zu bekommen. Die deutsche Verfassung und das Ausländergesetz selbst sind schon ein Hindernis für die Entfal-

tung der Ausländer in dieser fremden Kultur. Es geht soweit, daß das bürgerliche Demokratieverständnis in diesem Land und in vielen anderen Ländern Europas eher eine Legitimation der Ausländerfeindlichkeit ist. Dies wird deutlich mit der vergangenen Wahl, indem einige Gruppen sich das Recht genommen haben, die Ausländer zu belästigen - die Menschenrechtsverletzungen verschärfen sich. Ausländer wurden überall angegriffen, diskriminiert und abgelehnt.

Das Gefährlichste an den Konfrontationen mit den Deutschen ist nicht nur die Tatsache, uns als Fremde einzuordnen, sondern die fehlende Toleranz und Akzeptanz einiger Deutschen uns gegenüber. Viele von uns entwickeln dadurch Verhaltensweisen, die sich in Mißtrauen bis hin zu defensiven Haltungen äußern können.

Bei der Öffnung der Grenze haben sich die Ausländer auch mit der Freude der Deutschen identifiziert. Dieser Moment hat auf der anderen Seite auch zur Verschärfung der Problematik der Wohnungsnot und damit der versteckten oder offenen Aggression gegenüber Ausländern beigetragen. Ausländer, die auf der Suche nach einer Wohnmöglichkeit sind, müssen sich zunächst mit der Zuzugssperre abfinden, ein Berlin-spezifisches Problem. Es bedeutet, daß Ausländer nur in wenigen Bezirken Berlins wohnen dürfen. Ab jetzt haben zudem Bürger aus der DDR von vorn herein überall Priorität. Heute heißt es in noch härterem Ton, "Was wollen Sie? Eine Wohnung? Wir haben 12.000 Obdachlose...". Dahinter steht nichts anderes als der unausgesprochene Wunsch vieler Deutschen: Es wäre besser, Sie gehen!! Sollen sie woanders suchen! So sehen sich die Ausländer jeden Tag mit neuen diskriminierenden Aspekten dieser Kultur konfrontiert. Für viele, die hier bleiben, sei es aus familiären oder anderen Gründen, scheint die Auseinandersetzung mit den Deutschen somit keine Ende zu haben. Es ist fraglich, welche Chance die Ausländer überhaupt in dieser Gesellschaft haben, die Fremden gegenüber keine Akzeptanz zeigt, bis hin zur Infragestellung ihrer bloßen Existenz.

M. Kazem Deghani

Aber immerhin habe ich ein Dach über dem Kopf

Als ich die Zulassung für das Fach Elektrotechnik bekam, war ich glücklich. Aber leider bekam ich nicht den gewünschten Studienort, Rüsselsheim, sondern Gießen wurde mir zugeteilt. Aber trotzdem war ich glücklich. Mindestens muß ich nicht jeden Monat 128 DM für die Krankenkasse bezahlen, sondern nur 65,25 DM. Na, das ist doch prima. Meine Freude war vorbei, als ich mich gefragt habe, wie ist es in Gießen mit der Zimmersuche. Oh, du meckerst auch immer. Hab Geduld, tröste ich mich selbst. Du findest was, wo du übernachten kannst, mach dir keine Gedanken. Sei nicht so pessimistisch. Ich packte meinen Koffer und fuhr nach Gießen. Als ich in Gießen ankam, habe ich noch Zeit gehabt, den Weg zur Fachhochschule zu finden. In einem Hörsaal sammelten sich mehr als vorhandene Sitzplätze Studenten. Mann, woher kommen soviel Menschen. Es wurde über verschiedene Sachen gesprochen, über neue P-Ordnungen (Prüfungsordnungen) und über alles, welche Fächer man wählt und welche man serviert kriegen muß und so weiter. Nachdem ich in der FH war und der Dekan sich von uns verabschiedete und viel Glück bei der Zimmersuche wünschte, sagte ich mir, das ist gut, daß er auch das Problem kennt. Ich blieb allein an der Fachhochschule mit dem Studienplan, den ich wie die

anderen bekommen habe. Ich suchte die Mensa, wo ich Mittag essen konnte. Seit gestern habe ich nichts gegessen, aber besser gesagt, konnte ich nichts essen. Das ist bei mir so.

An der FH konnte ich an den Brettern kein einziges Zimmerangebot finden. Die Mensa wurde renoviert, ich fand nach einer Stunde die andere Mensa von der Universität. Ich aß dort. So jetzt zur Arbeit. Vergeblich suchte ich nach einem Zimmer. Es gibt verschiedene Tafeln und Wände, wo man Zimmerangebote finden kann. In Ruhe las ich alle Wände. Aber ich fand wieder kein einziges Angebot über ein freies Zimmer in Gießen. Jeder sucht. Ich habe tausend Angebote gesehen. Suche Zimmer in einer netten WG. Suche Zimmer, bin 27. Männlich, Nichtraucher, dynamisch, ledig. Mein Gott, ist das eine Heiratsanzeige oder ein Zimmersuchender? 1000 DM Belohnung für ein Zimmer...

Ich wurde deprimiert. Ich war fix und fertig. So schlimm kann das nicht sein. Ich ging in das Studentenwerk, um ein entsprechendes Formular für den Antrag für ein Zimmer in das Studentenheim zu holen. Es gab eine große Menge Formulare, Stadtpläne, Immobilienadressen. Natürlich gab es Zimmer, aber ich konnte mir kein einziges leisten. Alles, was über 220 DM war, las ich nicht. Ich war und bin der Meinung, es rentiert sich nicht. So teuer könnte es niemals sein. Wo sind Sommerschlußangebote oder Winterschlußangebote?

Ich fand etwas besonderes: ein Zimmer 12 qm, gemeinsame Nutzung von WC, Küche, Dusche. Miete: Mietfrei. Unter dem Blatt stand nur als Mitarbeiter bei dem Wirtshaus. Lage 15 km außerhalb. Nein vergiß es.

Auf den Straßen, wenn ich einen Landsmann gesehen habe, habe ich ihn nach einem Zimmer gefragt. Manchmal war das umgekehrt, und die anderen haben mich zuerst gefragt. Natürlich habe ich einige Namen und Adressen von der Reise besorgt, um, wenn es nötig ist, dadurch ein Zimmer zu bekommen. Aber leider haben die anderen auch dasselbe Problem oder wohnen mit ein paar Studenten (schwarz) in einem kleinen Zimmer.

Ich suchte weiter. Ich bekam heimlich eine Telefonnummer, ich rief sofort an für das Zimmer, das wahrscheinlich frei war. Eine Frauenstimme fragte mich, was ich mache und wieviel ich verdiene. Als ich ihr sagte, daß ich Elektrotechnik studiere und ein Iraner bin sagte sie mir, wir

suchen einen Student, der Wirtschaft studiert. Naja, wenn ich gewußt hätte, daß sie so etwas suchen, dann hätte ich Wirtschaft studiert, leider zu spät. Das ist noch nicht alles. Ich rief tausendmal überall an, wo es ein Rattenloch gab, aber alles umsonst.

Ich entschloß mich etwas außergewöhnliches zu tun. Ich schrieb ein Schild: (Armer solider Student sucht ein Zimmer unter 250 DM - Angebote werden sofort entgegen genommen - Danke -) und hing es um meinen Hals. Wenn ich morgens zur FH gehe, sehen mich tausende von Menschen. Die gehen vorbei, sie lesen mein Schild, einige finden das sogar lustig und drehen sich nach mir um. Aber bis jetzt habe ich kein einziges Zimmer zu sehen bekommen. Seit Anfang meines Studiums übernachtete ich ständig bei einem Freund und am Wochenende fahre ich mit dem Zug nach Hause nach Wiesbaden. Er hat eine kleine Wohnung und lebt mit seiner Freundin zusammen. Ich mag mich selber nicht, wenn ich anderen Menschen lästig bin, und es ist nie meine Art, die Leute bei der Arbeit zu stören. Da mein Freund in einem Zimmer seiner Wohnung arbeitet, genauer gesagt näht, bleibe ich bis 19 Uhr abends in der FH, bis der Hausmeister mich rausschmeißt. Dann gehe ich spazieren oder mit einem Haufen Zettel nach einem Zimmer zu telefonieren. Danach, wenn ich keine Kraft mehr habe, gehe ich zum Haus meines Freundes und übernachtete wieder dort. Das Zimmer ist klein, kalt und manchmal wird bis 23 Uhr dort gearbeitet. Morgens um halb sechs muß ich das Zimmer wieder verlassen.

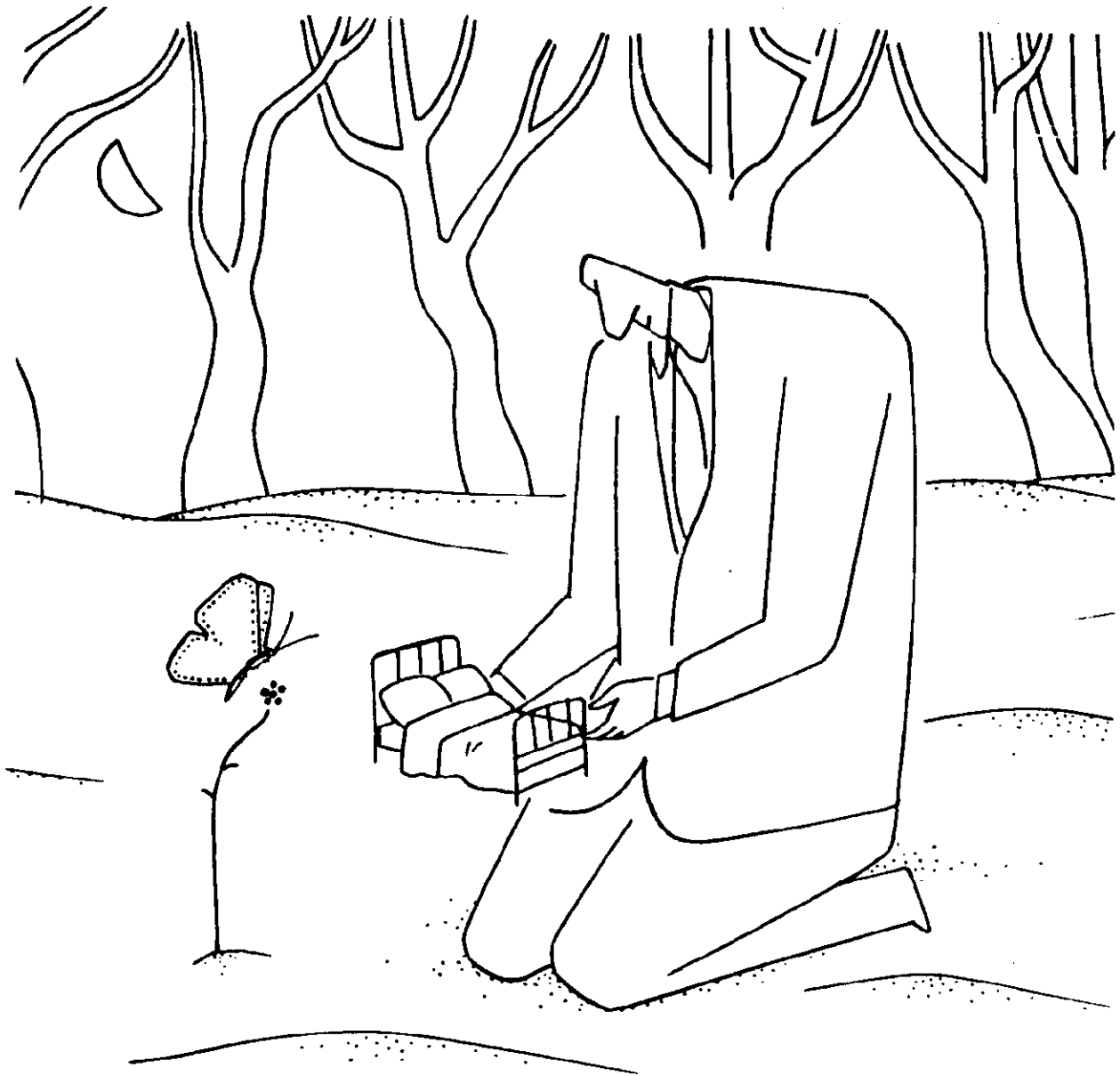
Aber immerhin habe ich ein Dach über meinen Kopf. In der letzten Zeit, wenn ich zu ihm gehe, fragt er mich dauernd, wie es ist, ob ich was gefunden habe? Bis jetzt war die Antwort negativ. Natürlich habe ich an der FH und an der Uni viele Zettel mit dem Inhalt "Suche ein kleines Zimmer" mit der Telefonnummer meines Freundes aufgehängt. Aber bis jetzt waren die Telefonnummern weg und ich bekam keinen einzigen Anruf. Nach 3 Monaten hat sich jemand gemeldet. Ich sagte ihm, ich nehme das Zimmer, egal wo es ist, egal wieviel es kostet und egal wie es ist. Aber er sagte, tut mir leid, die alte Dame, bei der ich wohne, möchte keinen Ausländer haben.

Seit ich wieder viele neue Zettel aufgehängt habe, rufen einige Leute an. Am Abend komme ich gegen 20 Uhr nach Hause und warte, bis die Leute bei meinem Freund anrufen. Mein Freund hat langsam keine Geduld mehr. Ein Freund von mir, der in Gießen studiert, hat mich angerufen und mir

versprochen, daß er das Zimmer von seinem Freund mir geben wird. Ich war glücklich. Endlich hast du ein Zimmer. Es ist vier Monate her, ich habe endlich ein Zimmer bekommen. Das ist in Wieseck-Gießen. Von der Bushaltestelle 10 Minuten entfernt und in einem Eigentumshaus unten im Keller neben dem Heizungsraum. Kein richtiges Fenster, eine kleine Spalte. Man fühlt sich wie in einem Gefängnis. Trotzdem nehme ich das Zimmer und bedanke mich tausendmal bei der Hausbesitzerin. Ich wohne seit 2 Monaten hier. Wenn die Heizung angeht, summen meine Ohren die ganze Nacht. Ich darf dort nicht kochen! Ich habe nur ein Zimmer und das kleine Bad (WC). Ich höre jedes Geräusch und kann hören, wenn jemand ins Haus kommt oder geht. Ich werde in der Nacht wach, weil die Heizung ausgeht. Selbstverständlich habe ich mit der Hausbesitzerin gesprochen. Die Antwort war, die Heizung ist zu alt und außerdem wir schlafen mit offenen Fenster im Winter. Wissen Sie, wenn wir die Heizung andauernd anlassen, können Sie doch nicht schlafen. Es ist doch ein bißchen laut in der Nacht. Gott sei dank, daß sie es zugibt.

Ich bleibe an der FH bis 19 Uhr bis der Hausmeister mich rausschmeißt. Ich setze mich jeden Morgen neben die Heizung in dem Raum 406 A und bei der SRW Vorlesung schlafe ich ein. Das tut mir gut. Immer wenn ich an der FH bin, unbewußt lese ich die Anzeigen mit der Hoffnung ein kleines Zimmer zu finden. 1)

1) M.K. Deghani hat das Zimmer nicht gefunden. Entnervt gab er sein Studium in G. auf und hatte das (unverhoffte) Glück, doch noch einen Studienplatz in Wiesbaden/Rüsselsheim zu erhalten.



aus: Kambiz - Oemme Edizioni

Schlummermütter gesucht

Vor allem ausländische Studentinnen leiden unter der Wohnungsnot

(rk) Man könnte es positiv sehen und es dann Wanderzirkus nennen. Für solch flapsige Sichtweise haben sie aber nichts mehr über, die vielen Studentinnen und Studenten, die mehrmals monatlich umziehen, weil sie keine feste Bleibe finden und auf Freunde und Bekannte angewiesen sind, die ihnen zumindest vorübergehend Unterschlupf gewähren. Besonders hart sind davon die ausländischen StudentInnen betroffen, die in diese ungastliche Stadt kommen und überall auf Ablehnung treffen.

„Und dann erwartet man von solch Gebeutelten auch noch gute Studienleistungen“, empört sich Dorothea Fitterling-Frättrich, Leiterin des akademischen Auslandsamtes der TU. Bei ihr suchen viele der hilflosen Wohnungsuchenden Rat. Helfen kann aber auch sie nur selten.

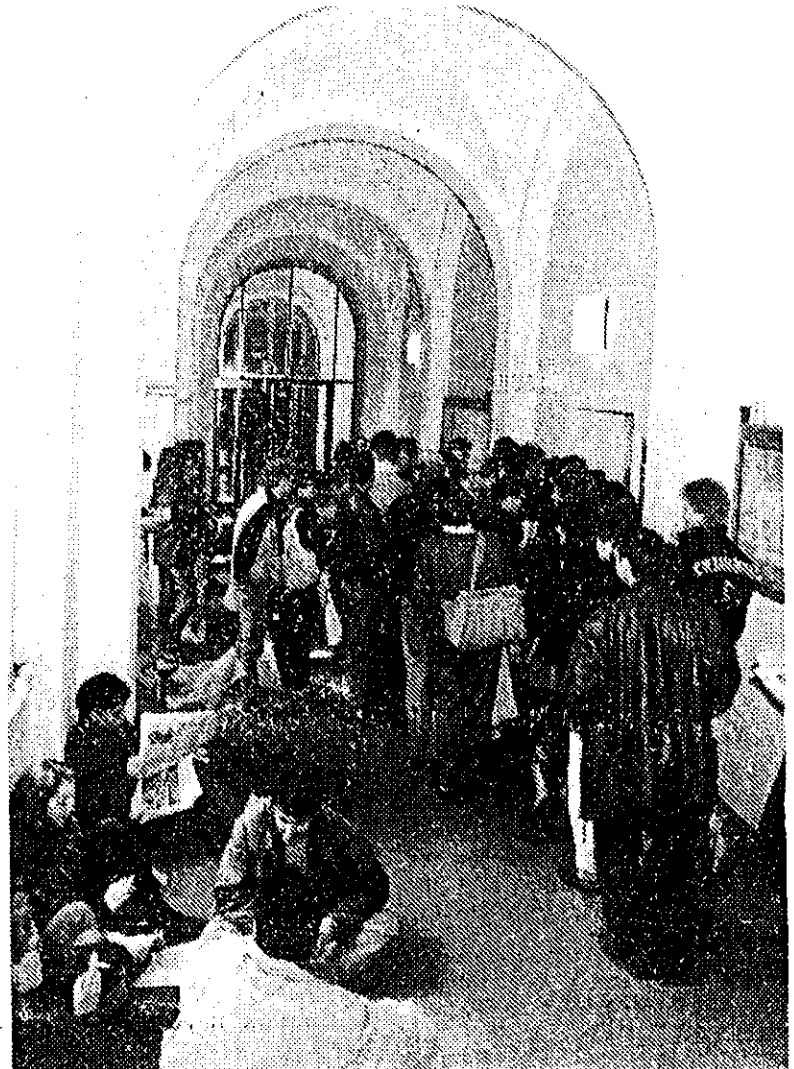
Eigentlich ist für die gesamte Wohnungs- und Zimmervermittlung das Berliner Studentenwerk zuständig, doch ist man beim Auslandsamt der TU seit Jahren bemüht, sich an der Linderung der Wohnungsnot für Ausländer tatkräftig zu beteiligen. Doch alle Aufrufe und sogar eine relativ kostspielige Plakataktion haben wenig Erfolg gehabt. Die meisten Berliner und Berlinerinnen wollen keine Studenten bei sich aufnehmen, schon gar nicht, wenn sie Ausländer sind. Die Schlummermütter von früher gibt es nicht mehr.

Dies gilt leider auch für das Personal der TU. Auf eine Aktion in der TU hin meldeten sich nur 10 Mitarbeiter, die bereit waren, eine(n) ausländische(n) StudentIn bei sich aufzunehmen. Mehr als die Hälfte dieser Angebote kam auch noch von sonstigen Mitarbeitern, das wissenschaftliche Personal hielt sich vornehm zurück. So fällt es Dorothea Fitterling-Frättrich sogar schwer, an StudentInnen, die über Austausch- und Kooperationsprojekte an die TU kommen, ein Dach überm Kopf zu vermitteln. „Das geht schon so weit“, sagt sie, „daß ich jetzt bei Kooperationsvereinbarungen, die den Austausch von StudentInnen vorsehen, bremsend eingreife“.

Auch beim Studentenwerk steht man dem Wohnungsproblem machtlos gegenüber. Mehr als 30 Zimmer können im Monat nicht vermittelt werden. Der Anteil für Ausländer darunter ist verschwindend gering. Hinzu kommt, daß viele der vermittelten Zimmer sehr teuer sind. Preise bis zu 500

Mark pro Monat sind keine Seltenheit. Günstiger wohnen StudentInnen da in den Studentenwohnheimen. Doch die Wartezeiten dafür sind enorm. Zwischen acht Monaten und fünf Jahren betragen sie zur Zeit; Tendenz eher zu den fünf Jahren.

Als einzigen Ausweg sieht Dorothea Fitterling-Frättrich, daß die Zimmer in den Wohnheimen mit zwei und mehr Personen belegt werden. „Oder die Universitäten führen einen Wohnraum-Numerus-clausus ein. Wer ein Zimmer hat, bekommt auch einen Studienplatz“. Schöne Aussichten!!



Anstehen in der Hoffnung auf ein Zimmer.

(Foto: Starnick)

»Ausländische StudentInnen haben es bei der Suche noch schwerer«

»Nur« ein Jahr Wartezeit im Wohnheim »Salvador Allende« / »im Winter gibt es kaum Kontakt zu den Mitbewohnern« / »Da hat sich neulich jemand umgebracht«

Farin wohnt im Studentenwohnheim »Salvador Allende« in Dahlem. Um einen kleinen Hof sind vier Betonhäuser gebaut, mit jeweils 22 Apartments, die direkt vom Treppenhaus abgehen. Farins Appartement ist 22 Quadratmeter groß und kostet 230 DM, inklusive Strom. Die Wartezeit für einen Platz dort beträgt drei bis dreieinhalb Jahre.
taz: Farin, wie lange hast du auf diese Wohnung gewartet?

Farin: Ein Jahr. Es war eine Ausnahme. Sonst kommt man hier nicht so einfach rein. Es ist komisch, aber aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich (ich habe schon in vielen Wohnheimen gewohnt), also irgendwie habe ich das Gefühl, daß man als Frau einfacher auf einen Wohnheimplatz kommt. Viele Freunde von mir, Perser, haben es viel schwieriger gehabt.

Was glaubst du, woran das liegt?

Ich weiß es nicht. Es kann vielleicht sein, daß sie denken: das arme Mädchen, wo soll sie unterkommen? Ich weiß es nicht. Das ist komisch, aber es ist wahr.

Bis du zufrieden mit deiner Wohnsituation?

Ja. Das ist total nett hier, ist aber kein typisches Wohnheim, wie zum Beispiel Schlachtensee. Im Sommer ist alles schön hier. Da draußen haben wir einen Hof, dort spielen wir Tischtennis. Wenn jemand da sitzt, kommt der zweite, dann holt jemand Wein oder Tee und trinkt, dann ist alles ganz toll.

Das Problem hier ist im Winter, wenn man nicht so einen Bekanntenkreis hat, da kommt jeder, macht die Tür zu, geht rein in sein Zimmer und nichts. Das hängt aber auch von jedem hier selber ab. Ich habe sehr viele Freunde hier, ich habe fast zu allen Kontakt, wir machen auch was zusammen. Das ist ganz schön.

In anderen Wohnheimen ist wohl die Gemeinschaftsküche der Treffpunkt?

Ja, das ist besser, finde ich. Das ist irgendwie nett. Beim Kochen kommt jemand, dann wechselt man zwei Worte, das ist gut. Es gibt auch Wohnheime, da ist das

Bad im Zimmer, aber die Küche gemeinsam. Das ist vielleicht besser, auch für die Studenten! Hier verbrauche ich beim Kochen unheimlich viel Strom.

Hattest du hier schon Probleme mit MitbewohnerInnen, bist du belästigt worden?

Ja. Das passiert überall. Diese Anmache gibt's überall, aber das ist nicht so belastend.

Schaltet sich dann das Studentenwerk ein?

Nein, das muß man selber regeln. Zum Beispiel ein Freund von mir, der hat unheimliche Schwierigkeiten mit einer Nachbarin. Die ist ein bißchen — wie soll ich sagen — vielleicht das harte Studium... die hört immer um Mitternacht total laute Musik. Wir haben oft solche Sachen hier. Da hat sich neulich jemand umgebracht, eine Pharmazeutin, im Haus nebenan. Nach zwei Tagen haben sie das, glaube ich, entdeckt. Kurz nach Weihnachten ist eine durchgedreht, eine Psychologin, hat die Polizei benachrichtigt, daß sie vom Hausmeister belästigt wird. Er hatte sie angeblich mit dem Messer bedroht. Das ist aber alles nicht wahr, wir haben einen total netten Hausmeister. So was passiert immer in Studentenwohnheimen.

Hast du hier einen befristeten Mietvertrag?

Ja, vierzehn Semester. Irgendwie finde ich das auch nicht schlecht. Klar, wie soll ich in Berlin eine Wohnung finden, so günstig, so billig, so Uni-nah gelegen. Aber ich meine, Studenten, die neu anfangen, die haben mehr Schwierigkeiten. Wenn man in Berlin lebt, hat man langsam Kontakte, man kennt jemanden...

Aber es wird doch immer schwieriger, eine Wohnung auf dem freien Wohnungsmarkt zu finden.

Ja, das stimmt, und das ist auch ein Argument. Einer hat mir erzählt: »O.k., jetzt soll ich weggehen. Aber wohin soll ich denn?« Die ausländischen Studenten haben es da noch schwerer. Ich weiß das von vielen, das ist dir bestimmt auch nicht unbekannt, daß man anruft, und sofort, wenn sie merken, du bist Ausländer: Nee, geht nicht. Und da weiß ich, daß es einen Unterschied gibt, ob man Perserin ist oder ein Perser. Mit Frauen sind sie immer noch netter und verhandlungsbereit.

Interview: Frauke Gust

"Ich kann doch nicht jemand draußen vor der Tür stehen lassen!"

Ein Interview über Gastfreundschaft und menschliche Würde

"Also, ich finde das überhaupt nicht gerecht - eine Unverschämtheit!" Ich bin etwas schockiert: meint Oweimah Khader das wirklich so, wie sich das jetzt anhört? Oder klingt das alles so dramatisch, weil sein Deutsch nicht so besonders gut ist, es manchmal mit den Begriffen hapert, vieles eher lautmalend als gestochen ist - wie man eben spricht, wenn man noch nicht lange im Lande ist, aber sehr offen und ohne viel Federlesens seine Meinung sagen will (und optimistisch voraussetzt, daß man sie auch sagen kann, wenn sie nur wahr ist).

Oweimah Khader ist Palästinenser und kommt von der Westbank. Er ist seit zwei Jahren in Deutschland, und wir sprechen gerade über das Problem, als ausländischer Student eine Wohnung oder ein Zimmer zu finden. Oweimah Khader ist das lange nicht gelungen, ein evangelisches Studentenheim war die letzte Rettung: danach wäre eigentlich nur noch die Heimreise gekommen. Aber daran wollte er damals noch nicht einmal denken. Also versuchte er, sich zu arrangieren: er mußte das Zimmer mit einem marokkanischen Studenten teilen, das sah er ein. Und es war natürlich auch klar, daß ein weiterer marokkanischer Student und ein weiterer palästinensischer Student nicht einfach vor der Tür bleiben konnten, als

sie nach Hilfe anklopfen. Sie blieben also auch in dem kleinen Zimmer. Und die vier Mann auf dem Zimmer wollten auch nicht immer und ewig Trübsal blasen, mit anderen Worten: es ging ab und zu hoch her in der Bude. Man trennte sich oft erst gegen Morgen. Ja, sagt Oweimah Khader, manchmal waren wir schon ziemlich viele, gut und gern an die 20 Leute. Und ein bißchen laut war es auch.

Dann machte die Heimleitung nicht mehr mit. Sie vermehrte und kündigte schließlich. Aber das war es nicht etwa, das ihn so aufgeregt hat. Als schlimm empfand er, daß die Heimleitung ihm zumutete, auf seine Gastfreundschaft zu verzichten: "Ich kann doch nicht jemand draußen vor der Tür stehen lassen!" Er erwarte doch auch, daß man ihm hilft, wenn er in Not ist. Was sei das schon - vier Mann in einem Zimmer. Und die vielen nächtlichen Gäste? Naja, wir müssen doch **Leben!** Und Besuch und Freundschaft gehört doch zum Leben dazu!

"Womit wir nicht gerechnet haben, das war die Hospitalität der Ausländer", sagte jemand vom Studentenwerk in Bonn, als die Frage aufkam, wo eigentlich die vielen ausländischen Studenten blieben, von denen man doch wüßte, daß sie wohnungs- und zimmerlos seien. Das ist nicht einfach Ignoranz, sondern kennzeichnet einen der wesentlichen Unterschiede, die Deutsche und Ausländer einfach trennen, nämlich wie jeder seine gesellschaftliche Position und seine soziale Verpflichtung sieht. Oweimah Khader jedenfalls ordnet sein Interesse in diesem Punkt ganz klar dem allgemeinen Interesse unter: "Für mich war das auch nicht immer einfach", sagt er noch, "aber es ging eben nicht anders."

Warum können wir Deutsche das Andere nicht tolerieren? Was ist ein nachtschlafender Lärm gegen Obdachlosigkeit und gegen das Gefühl zu leben, sich zu freuen - auch in der Fremde? Aber wenn das jeder täte! Und die Bedingungen hier, die sind eben anders als in Palästina, ein gewisses Maß an strikter Organisations- und Lebensform muß aus existenziellen Gründen hier einfach gewahrt werden! Undsoweiter undsoweiter. Tatsache ist, daß es zunächst sicherlich nicht ganz leicht ist, den gleichen Flur, die gleiche Küche, das gleiche Klo mit jemand zu teilen, der sich als Person über Nacht verdoppelt oder gar verdreifacht und vervierfacht hat - und zwar mit allem Drumunddran.

Wer will da den ersten Stein werfen?

Aber möglicherweise sind die Belästigungen gar nicht so häufig. Und vielleicht sind es auch gar nicht immer Belästigungen im strengen Sinn des Wortes, sondern einfach Unduldsamkeiten und Mißverständnisse, die eben auch die eigene Person, die eigenen Empfindlichkeiten, ja, und auch Vorurteile mit einschließen.

Ich jedenfalls finde Herrn Khader rundum sympathisch und kann mir, ganz blauäugig, überhaupt nicht vorstellen, daß er jemanden ernsthaft kränken könnte. Mir fällt im Übrigen ein, daß ich an dem Wohnheim der Evangelischen Studentengemeinde in F. gleich neben dem Klingelbrett am Eingang das Messingschildchen gesehen habe: BETTELN & HAUSIEREN VERBOTEN. Ist das nicht ein Indiz für die Widersprüche, die wir so selbstverständlich im Alltag akzeptieren, daß wir sie nicht mehr bewußt wahrnehmen?

Ist das also alles nur Nachlässigkeit? Oder doch das Symptom einer generellen alltäglichen Herzlosigkeit? Wassim Adeb, Oweimah Khaders Freund, glaubt an eine Art Introvertiertheit: die Hausmeisterin in seinem Haus, der er jeden Tag auf der Treppe begegnet - sie antwortete nie, wenn er Guten Tag sagte, zog immer ein Gesicht wie Dreitageregenwetter; bis er sie schließlich ansprach, ob sie Kummer hat, oder was los ist. Nein, nein, hat die Hausmeisterin da erwidert, es ist nichts, ich habe doch immer Guten Tag gesagt. Wassim lächelt bei der Geschichte: Eigentlich arme Leute. Aber natürlich macht ihm das auch etwas aus, diese aufgesetzte Unfreundlichkeit, und immer muß man sich selbst einen Stoß geben, um auf die Deutschen zuzugehen, immer und immer wieder, manchmal ist es einem leid. Aber was soll man machen: ich will ja etwas von Euch, ich will Kontakt, ich will gut Deutsch lernen, ich will etwas lernen, was ich zuhause verwenden kann.

So, wie er da an dem Regal lehnt, hager und sehr blaß, fast elegant in dem schwarzen Anzug und dem weißen Hemd, sieht man ihm die Mühe, die auch er mit den Deutschen hat, kaum an. Wassim wohnt in einem 1-Zimmer-Appartement in der Innenstadt. 1-Zimmer-Appartement! Oweimah muß lachen. Ganz schön hochtrabend für diese Bude! Praktisch kann man gleich von der Straße ins Zimmer spazieren. Und laut ist es! Auch Wassim lacht: Was willst du, Zimmer, Bad und Kochnische. Und an den Straßenlärm und die Kneipe nebenan kann man sich wahrscheinlich gewöhnen. Wie er denn an die Wohnung gekommen ist?

Die hat er eigentlich einer Cousine zu verdanken. Die sieht nämlich fast aus wie eine Deutsche und spricht auch perfekt Deutsch. Wassims Onkel lebt nämlich schon über 20 Jahre in Westdeutschland, und zu ihm ist Wassim auch gleich gezogen, als er auf dem Rhein-Main-Flughafen gelandet war. Schön war es bei seinem Onkel und seiner Tante, Familie halt. Aber dann dachte er doch, Du kannst da nicht immer wohnen bleiben, und dann hat er eben etwas eigenes gesucht. Inzwischen konnte er ja gut Deutsch sprechen - nach fast einem halben Jahr Sprachschule. 350 Mark habe die monatlich gekostet, aber er hatte etwas Geld aus Israel mitgebracht, sein Vater hat eine kleine Fabrik. Deswegen konnte er sich das auch leisten, und auch das "Appartement" zu 700 Mark kann er sich deswegen leisten; außerdem arbeitet Wassim in einer Fabrik. Aber, wie gesagt, ohne seine Cousine hätte er seine Wohnung nicht an Land gezogen. Erst beim Mietvertrag merkte der Hausbesitzer, daß sein neuer Mieter Ausländer ist. Da konnte er nicht mehr zurück, aber gesagt hat er das Wassim: Wenn ich gewußt hätte ... Auf jeden Fall ist Wassim froh, daß er etwas eigenes hat. Manchmal kann man sich dann eben zurückziehen. Wassim Adeb studiert E-Technik. Seit einem Monat arbeitet er im Auslandsreferat der Fachhochschule.

Oweimah Khader ist da anders; ganz abgesehen davon, daß er sich ein eigenes "Appartement" gar nicht leisten könnte, mag er nicht allein wohnen. Er ist anscheinend überhaupt nicht für etwas, was ihn allzu sehr bindet, seine Beweglichkeit möglicherweise einschränkt. Zwei Jahre ist er hier. Im Gegensatz zu seinem Freund Wassim spricht er noch nicht gut Deutsch, aber er kann alles ausdrücken, was er will, und ist sehr kommunikationsfreudig. Er erzählt lebhaft und anschaulich, mit Händen und Füßen. Und er kennt sich hier schon ziemlich gut aus. Er hatte eine enge Beziehung zu einer Deutschen, mit der er zusammen versuchte, eine Wohnung zu finden. Aber obgleich sie eine "Hiesige" war, gelang ihnen das nicht. Sie beantworteten jede Chiffre, wurden auch zur Besichtigung eingeladen, aber in dem Moment, als das junge Paar sich persönlich vorstellte, kamen die Absagen wie das Amen in der Kirche.

Schließlich zogen sie zu ihren Eltern, die eine Gärtnerei hatten und viel Platz. Aber eigentlich wollten sie ja separat wohnen! Die Eltern waren nette Leute, ohne Vorurteile, Oweimah half ihnen in der Gärtnerei, wenn er Zeit hatte, besonders am Wochenende. Er fuhr auch die Blumen und das Gemüse zum Markt auf dem Domplatz. Eigentlich ein gutes Geschäft.

Trotzdem reichte es nicht. Die Eltern verpachteten das Land und gingen in die Fabrik arbeiten. Mit seiner Freundin ging es dann auseinander. Warum? Ja, eben, diese Verbindlichkeiten! Kann er sagen, was morgen ist? Sein Leben als Student hier ist doch riskant, einmal eine Zwischenprüfung nicht bestehen: Sehen Sie, der Erlaß vom Sommer '89 (Hessisches Ministerium des Innern, AZ II A 51 - 23 d - vom 3.8.89: betrifft: Überprüfung der Studienleistungen durch die Ausländerbehörde), wie schnell ist man da wieder draußen, ich kann mein Leben nur ungefähr planen, sie wollte aber Sicherheit.

Er ist dann ausgezogen, erst die eine oder andere Nacht in der Jugendherberge, dann das Studentenheim vom Anfang der Geschichte. Und jetzt ist er hier gelandet: ein schmales Zimmer mit einer Balkontür als einziger natürlicher Lichtquelle, vor der aber im Abstand von vielleicht eineinhalb Metern eine graue Brandmauer steht. Teuer? Was heißt teuer? Eine 3-Zimmer-Wohnung mit kleiner Küche, in der eine Dusche montiert ist: das Bad. Die Toilette ist auf der Treppe. Und dafür zahlen die 3 Mieter jeweils 300 Mark, für jeden Freund, der hier übernachtet, muß 100 Mark mehr gezahlt werden - und wenn er auch nur zwei- oder dreimal über Nacht bleibt. Damit der Hausbesitzer überhaupt an Studenten vermietet, hat er von der Universität pro Zimmer 7000 Mark erhalten. Ob das Ganze Wucher ist? Oweimah zuckt die Schultern, lacht - kann sein. Schlimmer ist, daß der Eigentümer im gleichen Haus wohnt und streng kontrolliert. Alle Nase lang taucht er bei Ihnen in der Wohnung auf. Sie wissen, daß sie sich das nicht gefallen lassen müßten, aber sie bitten ihn höflich in die Küche und fragen, ob er eine Tasse Tee haben möchte. Meistens möchte er.

Ziemlich eng hier. "Das ist gar nichts", sagt Fawzy, ein Freund und Mitbewohner, der gerade hereingekommen ist, er habe mal in F. in einem Studentenheim gewohnt, in einem Zimmer, vielleicht 12 Quadratmeter. Mitunter hätten da 8 oder 9 Leute genächtigt, oft auch regelrecht gewohnt - es ist ein Glück, daß wir die Wohnung hier gefunden haben!

Wassim sagt, wenn er am Montagmorgen zu seinem Vorarbeiter sagt, Guten Tag, wie geht's, wie war's am Wochenende? Dann sagt der: Warum? So im Ton wie "Wasgehtdichdasan?" Oweimah sagt: Du lädst einen deutschen Kommilitonen nach dem Seminar zu einem Kaffee ein, und der sagt dann: Scheiße, ich muß **leider** zum Klavierspielen, oder er sagt: Nee, kann

nicht, ich muß **leider** zu dem blöden Sport! Und was bedeutet das? Na, das ist doch klar, sie sehen das Schöne nicht vor ihren Augen, sie lassen sich keine Zeit, ihr Leben zu genießen, und gehen dabei an der Wirklichkeit vorbei. Arbeit ist Arbeit, Urlaub ist Urlaub, alles ist eine Kategorie für sich, und alles wird so exzessiv betrieben. Sieh mal, sagt Oweimah, das Saufen, diese verrückte Rumreiserei, die ewige Glotze. Keiner kommt auf das nächstliegende Interessante: die Leute vor der eigenen Nase. Liegt es also daran, dieses Unverständnis gegenüber denen, die anders sind? Ja, auch, aber im Grunde genommen ist es doch der Kapitalismus, nach dessen Gebot sich das Ganze hier richten muß, alles, eben auch die Leistung des einzelnen, der für sich allein kämpfen muß, um zu überleben - da bleibt nicht viel für Muße und Besinnung: manchmal sehnt er sich unbeschreiblich nach Palästina zurück, obwohl das Leben doch unter der Besatzung sehr hart ist. Oweimah, sagt Wassim, muß es schließlich wissen: er hat schon achtzehnmal in israelischen Gefängnissen gesessen. Und wie alt bist Du? Sechszwanzig, sagt Oweimah Khader und lacht wieder.

Sieben Quadratmeter - mein Zuhause **Optimistische Gedanken eines indonesischen** **Studenten**

Harry S. lebt seit 1976 in der Bundesrepublik und studiert seit Anfang an Bautechnik. Er ist Indonesier. Die drei Anfangsjahre war er in München und bewarb sich um einen Studienplatz - ohne Erfolg. Dann hörte er, daß es im Lüneburger Goetheinstitut angeblich besonders gute Möglichkeiten gäbe, einen Studienplatz zu erreichen. Also zahlte er die DM 2000.-- für eine eineinhalbjährige Vorbereitung in Lüneburg mit Sprachkurs. Anschließend kam das Studienkolleg in Gießen (als Vorbereitung zum Studium an einer hessischen Fachhochschule). Danach erhielt er einen Studienplatz in Frankfurt (Bauwesen).

Harry S. gehört zu den "alten" Indonesier in der Bundesrepublik; er stammt aus Djakarta und gehört nicht zu der chinesischen Minderheit. Das muß man mittlerweile betonen, weil die überwiegende Anzahl indonesischer Studenten eben der chinesischen Minderheit angehören. Heute, sagt Harry S., kommen die meisten von ihnen aus Sumatra, jedenfalls in Frankfurt. Er deutet an die Decke seines winzigen Zimmers: Hier im Haus wohnen die meisten in den oberen Geschossen. Er deutet an, daß es wenig Gemeinsamkeiten gibt zwischen ihm, seinen Freunden und ihnen. Warum nicht - das ist nicht so leicht herauszuhören. Die "chinesischen" Indonesier sind anscheinend "reicher". Deswegen werden sie diskriminiert? Zum Beispiel

damit, daß sie keinen Studienplatz an den heimatlichen Hochschulen bekommen? Harry S. meint, daß sei nicht ganz so - das würden die "chinesischen" Studenten eben so sagen. In Wirklichkeit wäre es wohl so, daß die meisten von ihnen im Ausland studieren, weil sie das Geld dazu hätten. In den indonesischen Hochschulen würde es an vielem fehlen, und ehe man als Reicher eine hohe Gebühr (Bestechung?) zahlen würde, würden die Eltern dem Sohn oder - seltener - die Tochter eher ins Ausland schicken, nach Australien, USA, Europa.

Warum sei er, Harry S., in die Bundesrepublik zum Studieren gekommen? Er deutet an, daß sein Vater früher relativ vermögend gewesen sei, er hätte es sich leisten können, einen seiner Söhne im Ausland studieren zu lassen. Und warum Bundesrepublik? Da hätte ein Freund gesagt, man könne dort gut studieren, und da sei er ihm gewissermaßen nachgereist. Und dann die Möglichkeit dazuzuverdienen - so dicke hätte es sein Vater auch nicht gehabt. Er hätte fast von Anfang an hier dazuverdient. Zu der Wohnungsfrage: Harry S. wohnt seit Studienbeginn in dem Studentenheim Nordweststadt. Auf vielleicht sieben Quadratmetern. Seit 10 Jahren! Wie sei denn das möglich? Ja, er hätte etwa zwei Jahre unterbrochen und dann wieder erst 1986 eingezogen. In diesen zwei Jahren habe er mit einer deutschen Freundin zusammengewohnt, und da sei die Wohnungssuche ihre Sache gewesen.

Seine Freundin sei aus Baden-Württemberg gewesen und sehr kontaktfreudig. Trotzdem habe sie Monate nach einer Bleibe für sie beide gesucht. Sie sei so etwas ähnliches wie Disponentin in einer Druckerei gewesen, habe also relativ gut verdient, trotzdem, habe sie lange kein Glück gehabt. Als ich Harry S. frage, ob er denn gar nicht mitgesucht hätte, schaut er mich erstaunt an: Ich? Er deutet auf sich. Ich bin doch Ausländer! Das sieht man mir doch an! Tatsächlich: er ist nicht groß, vielleicht 1,65, dunkle Strubbelhaare und dunkle Augen, die manchmal sehr vergnügt gucken. Nein, tatsächlich, wie ein typischer Deutscher sieht er nicht gerade aus. Aber, daß er es so ganz für ausgeschlossen hält, ein Zimmer oder eine Wohnung zu zweit zu finden? Er ist ein offener, freundlicher Mann, der Spontaneität ausstrahlt und Herzlichkeit. Er bewegt sich gewandt und ist sauber angezogen. Hat er denn Ablehnung erfahren? Harry S. bejaht das nicht strikt, aber er verneint es auch nicht: Ablehnung ist alltäglich und deshalb selbstverständlich. Die Frage ist falsch gestellt: hat er irgendwann Akzeptanz gefunden? Er strahlt. Ja, natürlich, bei seiner Freundin. Und später bei ihrer Familie. Die hätte ihn erst sehr vorsichtig behandelt, oder wie sagt

man? Zurückhaltend, ja, aber nach und nach wäre sie zugänglich geworden. Harry S. hatte den Eindruck, sie beide wären schon als ein Paar gesehen worden, eben auch von den Eltern selbst. Ja, das wären glückliche Jahre gewesen in Deutschland, diese beiden Jahre mit dieser Freundin. Schließlich habe sie nämlich auch eine Wohnung gefunden, und zwar in einem winzigen Haus in Bonames, einem Vorort von Frankfurt. Da hätten noch zwei andere Paare drin gewohnt, es wäre eine richtige Gemeinschaft gewesen. Jeder hätte gerade das gezahlt, was ihm gerade möglich gewesen sei, keiner hätte den anderen übers Ohr gehauen. Deutsche? Nein, die beiden anderen Paare waren aus Jugoslawien.

Nein, mit der Ausländerfeindlichkeit sei das so eine Sache. Er Harry S., könne sich schon vorstellen, warum die Deutschen so gegen Ausländer seien. Das heißt: sie sagen eigentlich immer, sie hätten nichts gegen Ausländer, aber sie sind auch nicht gerade für Ausländer, oder? Er selbst spielt mit noch einem Ausländer in der Fußballmannschaft des Wohnheims, FC Beton. Obwohl bestimmt weit über die Hälfte der Bewohner Ausländer sind. Warum nur er? Weiß nicht, vielleicht weil ich auf die Leute immer zugehe und nicht nachlasse. Immer und immer wieder. Auf jeden Fall wurde er von Spielkameraden vor einem Mannschaftskollegen gewarnt, der sei Ausländerfeind. Harry S. hat sich, glaubt er, mit ihm schließlich angefreundet: er sei auf ihn zugegangen und habe ihn direkt gefragt, warum er die Ausländer nicht mag. Die Antwort habe er eigentlich schon vorher gekannt, das sei ihm schon öfters passiert: es seien eben zu viele Ausländer, sie nehmen den Deutschen die Arbeitsplätze weg, und mit der eigenen Kultur, die würden sie auch untergraben, aber gegen ihn, Harry S., habe er überhaupt nichts - Du bist in Ordnung, Du bist aber auch anders, Du integrierst dich ja auch.

Dabei, sagt Harry S., bin ich überhaupt nicht anders, ich bin höchstens länger da.

Mittlerweile ist das kleine überheizte Zimmer voll: noch zwei Mitbewohner, Ausländer, sind gekommen, sitzen daneben, mischen sich ab und zu in das Gespräch, meistens hören sie zu, lachen wenn Harry eine Geschichte besonders lustig erzählt, nicken bestätigend, wenn sie eine Einschätzung teilen, sind traurig, wenn traurige Erfahrungen berichtet werden, zum Beispiel, wie ihnen die Aufenthaltserlaubnis quer über den Tisch gefetzt wird in der Ausländerbehörde, als hätte sie sich der Sachbearbeiter persönlich und schmerzlich vom Herzen gerissen. Aber Harry S. schert nicht alle Deutschen über einen Kamm, wirklich nicht. Es gibt auch sehr nette. Überhaupt bei ihm zu Hause gäbe es auch Ausländerfeindlichkeit,

wie schon gesagt, die chinesische Minderheit hätte es eigentlich nicht gut. Sie sei meist reich, aber sie sei nicht integriert - und das läge doch immer an der Mehrheit, ob sie es zuläßt oder nicht. Der Kontakt zu den "chinesischen" Indonesiern, selbst zu denen im Haus, sei nicht besonders gut. Da sind manchmal Welten dazwischen. Das ist ja auch die Crux, daß die ausländischen Studenten sich nie zusammengefunden hätten, um bestimmte Forderungen zum Beispiel gegenüber der jeweiligen Hochschule durchzusetzen. Sie seien sich auch fremd, obwohl sie doch viele wichtige gemeinsame Interessen haben, gerade das Wohnproblem oder jetzt wieder der Regierungserlaß vom August 89, der eine verstärkte Kontrolle der Studienleistungen bei der Ausländerbehörde institutionalisiert. Ob das noch mal anders wird? Harry S. hat da seine Zweifel, die Zahl der ausländischen Studenten sinkt ja auch. Kein Wunder, meint er, die Bedingungen für sie werden ja auch schlechter und nicht besser.

Was er da vorhin gesagt habe, mit der Ausländerfeindlichkeit in Indonesien und hier, also eigentlich könne man das nicht vergleichen, bei ihm zu Hause sei sie ihm verständlicher, sie sei sozial begründet, der Neid der Armen gegenüber den Reichen, aber hier sei sie so politisch und ideologisch, die Ausländer sind doch fast alle so arm. Harry S. macht eine weite Geste um sich rum und muß dabei aufpassen, daß er nicht die beiden Seitenwände seines Zimmerchens streift: ein winziger Schreibtisch, eine Couch, ein Bücherregälchen, ein Plattenspieler mit einem überdimensionalen Verstärker, in seinem "Vorzimmer" von vielleicht 1 1/2 Quadratmetern ein Spind. Draußen, unter dem ersten blauen Himmel in diesem Jahr (es ist Anfang Februar) die Skyline Frankfurts: Banken. Ja eigentlich ist die Ausländerfeindlichkeit in Deutschland Rassismus, zu Hause nicht. Das ist der Unterschied. Sein Vater habe immer gesagt, es ist immer besser, wenn viele Besen kehren. So sei das bei ihnen zu Hause, sie stehen füreinander ein, nicht so, wie in der Bundesrepublik, wo jeder auf sich selbst gestellt ist. Allerdings, in Indonesien beschränke sich diese gegenseitige Hilfe eher auf die Familie und die Verwandten und Freunde, in Deutschland, das findet er toll, sind die Massen solidarisch. Streiks! Das könne man schon von hier lernen, nämlich für sich selber einstehen, denken und handeln. Die Kehrseite wäre nur leider, daß nicht viel Mitleid gegeben wird auch nicht gefordert wird. Um Mitleid haben zu können, müsse man auch Mitleid empfangen können. Das alles mache die Europäer so stark. Und, daß sie aufgeklärt sind, bei ihm zuhause hätten die Massen Angst vor der Regierungsgewalt. Ein korruptes System.

Als er das letzte Mal in Djakarta gewesen gewesen sei, habe ihn sein Vater beschworen, in Deutschland etwas gegen die indonesische Regierung zu unternehmen, sein Vater war ein alter Sukarno-Mann, einer seiner Berater, aber er habe entgegnet: Und ihr? Damit sei natürlich die Familie gemeint gewesen und die drohende Sippenhaft. Auf ihn brauche er nicht Rücksicht zu nehmen, habe sein Vater gemeint, er sei alt. Vorige Woche ist er dann auch gestorben. Harry S. hat ihn nicht mehr gesehen und hat auch kein Geld, um zu seiner Beerdigung zu fahren.

Die schlimme Nachricht habe er am Tag einer letzten mündlichen Prüfung gekriegt, er hätte überhaupt nicht mehr denken können. Natürlich habe er die Prüfung nicht bestanden. Jetzt muß er noch einmal ein Semester dranhängen und ist ziemlich sicher, daß ihm die Heimleitung den Mietvertrag um ein Semester verlängert. Wenn es keine Wohnheime gäbe? Harry S. macht eine ratlose Geste. Sie schließt seine Perspektive ein: nach dem Abschluß will er nach Hause, aber seine Berufschancen sind schlecht, schon wegen seiner vorbelasteten Familie. Und dann: eigentlich lebe ich länger hier in Europa als in Asien, jedenfalls intensiver und bewußter... Aber ich werde schon 'was finden!

30 Schritte vor dem heruntergekommenen Eingang des Wohnheims liegt die glitzernde Welt des aufwendig renovierten und gestylten Einkaufszentrums der Frankfurter Nordweststadt. Jeder dritte Passant und wohl doch auch Käufer ist Ausländer. Als letzterer sicher akzeptiert, als ersterer allerhöchstens gelitten.

Mohammed Rashids unspektakulärer Weg nach Deutschland

"Je älter ich werde, desto weniger komme ich mit dieser Situation zurecht: immer wieder jemanden kündigen, oft rigoros auf die Straße setzen, obwohl ich fast sicher weiß, er findet nichts anderes. Ich muß da immer an meine Kinder denken. Der eine ist in Paris und kriegt irgendwie den Einstieg nicht. Die beiden anderen studieren"

(Abteilungsleiter in einem Studentenwerk über ausländische Studenten)

Herr Rashid, was hat Sie zunächst am meisten überrascht in der Bundesrepublik?

Ja, eigentlich der Organisationsgrad. Sobald ich bei der Westberliner Polizei meinen Asylantrag gestellt hatte, lief alles praktisch automatisch ab. Manchmal dachte ich, ich habe eigentlich gar nichts zu tun, manchmal habe ich den Eindruck, ich bin das gar nicht selbst, mit dem das passiert ...

Sie sind über Ost-Berlin nach Westberlin gekommen?

Ja, und als ich dann nach Bonn kam, da ging das immer so weiter, Sprache lernen, Vorbereitung auf das Studienkolleg, Wohnungssuche - ganz automatisch.

Könnten Sie das alles mal genauer schildern, etwas konkreter. Ich glaube, viele von uns machen sich kein Bild von dem, was eigentlich alles mit einem ausländischen Studenten passiert ist, bevor er einem in der Bundesrepublik über den Weg läuft. Wo kommen Sie denn her, wie kamen sie her? Wie gefällt es Ihnen eigentlich hier?

"Hier" - das ist ein relativ heller Mansardenraum. Vielleicht ein Dutzend Quadratmeter, ein kleiner Schrank, eine Matratze auf dem Boden, mit buntem Stoff bezogen: das Bett. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Sessel, diverse Bücherregale, über dem Bett ein expressionistisches Bild in Pastell. Das alles in einem privaten Studentenheim mitten in der Stadt, unmittelbar an der Hauptfußgängerzone. Früher ein Bordell, war es von dem Besitzer voriges Jahr zu einem Studentenwohnheim umgebaut und dem Studentenwerk angedient worden. Dies lehnte jedoch ab, weil die Nutzung schon in drei Jahren ablaufen soll, dann soll das Haus abgerissen werden; beste City-Lage eben. Da hatte der Besitzer dann nur noch das Nötigste gemacht. Zwar ist die Treppe bis in den 5. Stock mit Marmor ausgelegt, aber für die 50-60 Studenten existiert kein einziger Gemeinschaftsraum, keine funktionierende Küche, und die Zimmer waren beim Einzug ohne jedes Mobiliar ...

Es gibt da eigentlich nicht viel zu erzählen.

Sagen Sie einfach mal, wie ihr Weg in die Bundesrepublik war - und warum Sie ihn eigentlich gegangen sind. Wie alt waren Sie denn, als Sie in Berlin landeten?

19 und ich kam aus Urumieh. Das war 1984, ich war schon als Schüler ziemlich früh in politischen Organisationen tätig gewesen und war dem Regime unangenehm aufgefallen: ich mußte raus aus dem Iran, sofort nach dem Abitur.

Mohammed Rashid macht gar keinen gefährlichen Eindruck, wie er da auf der Matratze hockt, schmales Gesicht, lange schwarze Locken, melancholische dunkle Augen, ein bißchen unglücklich, als wüßte er auch jetzt noch nicht, nach fast 6 Jahren, was er hier in Deutschland eigentlich wollte.

Wie geschieht denn dieses "raus"? Die Grenzen waren doch zu.

Ja, ich konnte ja nicht offiziell; eigentlich hätte ich ja zum Militär gemußt. Wir sind über die grüne Grenze, 5 Tage waren wir unterwegs.

Das ist doch ein sehr gebirgiger Teil, eigentlich schon Hochgebirge - die Grenze zur Türkei?

Ja, es war ziemlich beschwerlich. Immer mußte man aufpassen. Die Berge dort sind ganz kahl - hin und wieder mal ein Strauch, ziemlich verkarstet. Aber ich hatte etwas Geld mitgenommen und wurde nach Ankara geschleust. Andre wurden nach Iran zurückgeschickt von der Polizei.

In Ankara wohnte ich bei Freunden, monatelang. Ich wartete auf ein Visum nach Kanada. Eine Möglichkeit wäre noch Schweden gewesen. Aber das dauerte alles, und schließlich habe ich von der Route über die DDR in die Bundesrepublik gehört. Ich bin also mit dem Zug nach Istanbul gefahren und von da mit dem Flugzeug nach Schönefeld. Dann kam der übliche Weg über Bahnhof Friedrichstraße nach West-Berlin. Das ging alles furchtbar rasch. Im Nachhinein kommt mir vieles vor wie ein Traum.

In Westberlin jedenfalls kamen wir ausgerechnet am Samstag an, wo alles zu ist. Wir, das heißt ich war mit einem iranischen Freund aus meinem Heimatort zusammen, trafen dann einen iranischen Landsmann auf der Straße, der war sehr nett, in seiner Pension konnten wir die zwei Nächte bleiben. Bis Montag.

Ist das wirklich so? Also das habe ich schon ziemlich häufig gehört: der Landsmann, der einen mitnimmt und weiterhilft?

Ja, ja, naja, wie sollte es auch anders gehen? Ohne viel Geld und ohne Adresse in der großen Stadt! Manchmal wird man auch abgeschleppt, zum Beispiel von politischen Organisationen, die einen dann auch einspannen, indoktrinieren, was weiß ich. Also allein bleibt man anscheinend in West-Berlin nie lange.

Jedenfalls, am Montag haben wir dann den Asylantrag gestellt und kriegten die Auflage, erstens nicht zu arbeiten, zweitens nicht die Stadt zu verlassen. Man sagte uns, das ganze Drum und Dran dauert zwei Monate. Wir bekamen dann einen Platz in einem Heim, das heißt wir hätten auch selbst ein Zimmer suchen können. Aber wir gingen in das Heim - wie hätten wir auch ein Privatzimmer finden sollen. Berlin war ja damals schon ziemlich zu. Man schläft da zu viert oder fünft in einem Zimmer und kriegt DM 50,-- Taschengeld im Monat.

Nach zwei Monaten wurde ich nach Bonn "überstellt". Und da habe ich auf die Anerkennung gewartet. Ich bin auf eine Sprachschule gegangen und

habe in einem Internat gewohnt. In der Provinz, in Nordrhein-Westfalen. Nach der Anerkennung als Asylant habe ich mit dem Freund eine Wohnung gemietet.

Über das Wohnungsamt? Wohnungen sind doch in Bonn besonders rar.

Ja, eine Wohnung. Da waren vorher drei Theologie-Studenten drin, und die wollten alle wieder einzeln wohnen, und da haben wir sie eben gekriegt. Nach meiner Anerkennung konnten wir die Miete auch ganz gut aufbringen. In meiner Sprachschule hatte ich guten Kontakt zu den Sprachlehrern. Die kümmerten sich eigentlich um alles; sie fragten manchmal auch, wie's geht.

Gab's da bestimmte Sprachlernmethoden? Sie sprechen ja sehr gut Deutsch.

Also, die waren für mich jedenfalls nicht erkennbar. Das war ja eine private Sprachschule und die Dozenten meist arbeitslose Lehrer. Mein Freund machte damals einen Sprachkurs bei der Otto-Beneck-Stiftung mit Sprachlabors usw. Ich lernte aber schneller Deutsch, obwohl ich eigentlich gar nicht besonders sprachbegabt bin. Ich habe zum Beispiel in der Schule nie richtig Englisch gelernt, obwohl ich das viele Jahre gehabt hab'.

Vielleicht liegt das daran, daß Ihnen die Lehrer in der Sprachschule besonders vertraut waren und Sie Deutsch eben auch im privaten Verkehr mit ihnen gelernt haben. So lernt man eigentlich eine Fremdsprache am intensivsten.

Jedenfalls, einen solchen vertrauten Umgang mit Deutschen hatte ich danach nie wieder. Der Sprachkurs dauerte dann ungefähr ein dreiviertel Jahr. Ich kriegte ein Zertifikat und bewarb mich um einen Studienplatz und bekam eine Absage. Die Begründung war, daß mein Abitur zuhause nicht anerkannt werden konnte. Bei uns im Iran gibt es verschiedene gymnasiale Abschlüsse. Ich hatte das Gymnasium für Rechnungswesen besucht. Und die Einschätzung hier war, daß der Abschluß da auf dem Niveau des hiesigen 10. Schuljahrs sei, also Hauptschulabschluß. Ich beschwerte mich und schrieb an verschiedene Regierungspräsidien, auch nach Hessen. Aber es nützte nichts.

Ich machte dann die Fachoberschulreife. Mit einem Jahr Vorbereitungszeit und den zwei Jahren Fachoberschule war das für mich natürlich eine lange Zeit - bis Sommer '89.

Die zwei Jahre, wie waren denn die für Sie, haben Sie Freunde unter Ihren Klassenkameraden gefunden?

Eigentlich nicht. Aber das ist auch ganz klar, die waren ja viel jünger als ich und hatten ganz andere Interessen. Es waren Jugendliche, so um die 16, 17 Jahre.

Wurden Sie besonders behandelt oder angesehen von Ihren Klassenkameraden? Waren Sie Außenseiter?

Außenseiter? Ich weiß nicht. Manchmal haben Sie sich lustig gemacht über mich, über das, was ich sagte, wie ich redete und so. Sie machten Spaß. Aber es lief eigentlich ganz gut.

Ich habe nach Abschluß der Schule einen Studienplatz in Wiesbaden gekriegt: Informatik. Mein Freund hatte einen Studienplatz in Münster zugewiesen bekommen.

Die Trennung - war die leicht für Sie?

Natürlich nicht. Wir hatten ja ziemlich lange zusammengesteckt. Die Freundschaft war sehr wichtig für mich gewesen. Aber wir hatten uns eigentlich schon auseinandergelebt. Die Wohnung war zu eng geworden für uns beide, mein Freund hatte viel Besuch von Verwandten. Und da gab es manchmal Streit.

Ich finde, die ersten Jahre erträgt man auch ganz gut, allein zu sein. Vieles ist da einfach sehr beeindruckend, die Art Leben hier, die Unabhängigkeit, daß alles scheinbar so gut geordnet ist, die vielen Möglichkeiten, auch der Freizeit. Ich habe vorhin gesagt, die Klassenkameraden hätten mich manchmal ausgelacht: das hat mir damals wirklich nichts ausgemacht. Heute wäre ich nicht sicher, ob es mir etwas ausmachen würde. Ich war halt damals froh, hier zu sein, daß es mich nicht weiter störte, daß die Klassenkameraden kein direktes Interesse an mir hatten. Ich kann mich zum Beispiel nicht daran erinnern, daß mich ein

Klassenkamerad mal gefragt hätte, wie es bei mir zuhause ist oder warum ich nach Deutschland gekommen bin. Zu Anfang hat man Heimweh, aber mit der Zeit läßt das nach.

Fühlen Sie sich hier akzeptiert?

Ich sage nicht, daß ich akzeptiert bin, ich habe aber auch keine Hinweise, daß ich es bin. Man merkt ja, daß ich anders bin. Schon allein, daß ich beim Sprechen Fehler mache. Was ich bin, das sehe ich eben in der Reaktion der anderen. Zum Beispiel beim Wohnungssuchen.

Wie äußert sich denn das?

Eigentlich habe ich da keine Probleme gehabt. Aber es kam schon vor, daß ich von einem Vermieter am Telefon gefragt wurde: Woher kommen Sie? Und dann: Tut mir leid, an Iraner vermiete ich nicht. Das habe ich dann schon als Diskriminierung verstanden. Aber ich habe es auch gleich relativiert: Vielleicht hat der Vermieter eben schlechte Erfahrungen mit Iranern gemacht! Wir sind viel zu oft der Meinung, daß wir böse angesehen werden. Wir sind da zu empfindlich. Schon in der Türkei wurden wir gewarnt: die Deutschen sind alles Faschisten. Wir Ausländer haben eben auch Vorurteile. Aber es stimmt schon, ich habe manchmal den Eindruck, je mehr man von den Deutschen kennt, desto weniger kennt man sich aus. Irgendetwas fehlt, daß einem das Aufeinanderzugehen erleichtert, einfach macht. Ich bin eigentlich ziemlich offen und kontaktfreudig, ich rede gern mit anderen...

So ein Haus, in dem Sie hier wohnen, in dem Sie maximal 3 Jahre Wohnrecht haben, das fordert doch aus existentiellen Gründen zu einem Engagement auf, zum Beispiel, um über diese Zeit hinaus wohnen bleiben zu können. Schließlich werden Sie wahrscheinlich länger als diese drei Jahre studieren.

Ich werde vorher ausziehen.

Wie ist denn das erste Semester gelaufen?

Nicht so besonders, ich habe die Hälfte der Klausuren bestimmt verhaue. Sicher liegt das auch an der Studienrichtung "Informatik", die mich

eigentlich nicht interessiert. Ich habe das Fach wegen des numerus clausus gewählt. Ich werde ab nächsten Semester, wenn ich die Möglichkeit habe, das Fach wechseln: Architektur.

Was machen Sie im Moment? Die Semesterferien haben begonnen?

Ja, ich kriege ja Bafög und bin deswegen nicht gezwungen zu arbeiten - wie die meisten ausländischen Studenten. Was ich mache? Ich warte. Ich warte auf einen Brief von zuhause, ich warte auf eine Nachricht von der ZVS, ich warte, daß mir einfällt, was ich machen soll.

Zwei Studenten machen sich Gedanken über Leben und Lernen in Deutschland

Wir sitzen zu dritt im Aufenthaltsraum eines Evangelischen Studentenwohn- und -tagungsheim im Rhein-Main-Gebiet: Anna Maria Pontes, eine brasilianische Studentin der Soziologie, und Solomon Saleh aus Eritreia; er studiert Chemie. Der Aufenthaltsraum, eigentlich eine Couch-Ecke im Treppenhaus mit Telefon, ist kühl. Naßkalt geht draußen der grüne Winter 89/90 zuende. Trotz telefonischer Vorgespräche sind meine beiden Gesprächspartner sehr vorsichtig: was gibt es zu den Wohnproblemen von Ausländern schon zu sagen!? Frau Pontes möchte sich nur allgemein äußern. Private Erfahrungen? Kommt gar nicht in Frage! Im übrigen: andere haben da einschlägigere schlechte Erfahrungen gemacht. Sie legt ihre Hand auf Solomon Salehs Arm: Er - zum Beispiel. Schlimm ist die Situation, und sie wird immer schlimmer. Jetzt, bei den vielen Aus- und Umsiedlern, den DDRlern - ganz aussichtslos!

Solomon Saleh holt die Unterlagen zu seinem Rechtsstreit mit dem örtlichen Studentenwerk, Anstalt des öffentlichen Rechts: Er habe in einem Studentenheim des Studentenwerks gewohnt und sei mitten im Examen gekündigt worden. Als er zunächst nicht reagiert habe, sei eine Räumungsklage anhängig gemacht worden und ein Gesuch um Kostenfestsetzung beim zuständigen Amtsgericht. Der Prozeß findet statt.

Ein Kostenfestsetzungsbeschluß erfolgt (Solomon Saleh ist inzwischen im Evangelischen Studentenheim als "besonderer Fall" untergekommen): es geht um eine Summe von nicht einmal 100 Mark! Der "Beklagte", der seinen Einspruch gegen das Versäumnisurteil zurückgenommen hatte, werden die weiteren Kosten des Rechtsstreits auferlegt. Usw. usw. Mir gehen die Augen über. Da verfolgt doch tatsächlich ein Studentenwerk einen zahlungsunwilligen oder -unfähigen Studenten wegen der Summe von knapp 100 Mark über fast ein ganzes Jahr (wenige Tage vor unserem Gespräch hatte der Gerichtsvollzieher angeklopft). Dieser ausländische Student ist seit etwa 10 Jahren in der Bundesrepublik, er ist Asylant. Aus seiner Biographie geht eindeutig einerseits seine Zwangslage hervor, andererseits aber auch sein untadeliger Lebenswandel, einschließlich des beruflichen, eben seines Studiums - übrigens eines anerkannt schwierigen, das er anscheinend ziemlich glänzend absolviert. Der Fleck auf seiner Untadeligkeit ist, daß er die Wohnzeit von drei Jahren im Heim überziehen wollte. Seine Vita läßt mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten, daß er sein Studium erfolgreich abschließen wird. Und dann diese Steine im Weg!

Sind das die schlimmen Erfahrungen, die Anna Maria gemeint hat? Solomon Saleh wehrt lächelnd ab: Nein, Lästigkeiten - mehr nicht. Gravierender ist, daß er sich schon lange in einem Katholischen Studentenheim beworben habe, aber ein Landsmann bevorzugt worden sei, und zwar von einem Tag auf den anderen. Darüber kann er sich sehr aufregen, das findet er ungerecht - gelinde gesagt!

Ich verstehe nicht ganz und meine, es sei doch immerhin ein Landsmann, der dort einen Platz gefunden habe, wenn auch auf seine, Solomons, Kosten. Mir ist schon aufgefallen, daß die Solidarität unter den ausländischen Studenten nicht besonders hoch sei angesichts der Tatsache ihrer gemeinsamen Schwierigkeiten. Ist diese Kritik zu blauäugig? Allerdings, meint Frau Pontes und betrachtet mich etwas sprachlos: die ausländischen Studenten seien schließlich hier einer gnadenlosen gegenseitigen Konkurrenz ausgeliefert; man brauche da noch nicht einmal den Wohnungsbereich anführen, das beträfe auch die Hochschulen, jeder glaube, den anderen ausstechen zu müssen, das alles sei gar nicht explizit, sondern liege eher im durchgehenden "Klima". Die ausländischen Studenten, in der überwiegenden Zahl ja Studenten aus

Entwicklungsländern seien dies überhaupt nicht gewöhnt - insofern seien sie alle fast völlig unvorbereitet nach Westdeutschland gekommen.

Nein, er würde dem Landsmann den Wohnheimplatz schon gönnen, aber es wäre eben nicht gerecht gewesen. Und ich frage mich, ob Ausländer nicht zu hohe Erwartungen an die Unbestechlichkeit deutscher Behörden haben, und wenn, warum. Ist es das Ordnungsprinzip, das so überschaubare Pflöcke setzt, die das Leben einfach macht und einen so schönen Kontrast bildet zu den Unzuverlässigkeiten in den Heimatländern? Ist es noch ein Rest von "Massa-Denken", das jetzt enttäuscht wird? Beide verneinen, es ist viel pragmatischer: die Schwierigkeiten, hier zu leben, sind so unerwartet und überraschend groß, daß man auf die eine oder andere Verbindlichkeit einfach angewiesen ist, sonst rutscht man weg. Sicherlich gab es auch idealistische Vorstellungen gegenüber der Bundesrepublik, idealistische Vorstellungen zum Beispiel hinsichtlich der gesellschaftlichen Toleranz, aber die mußten ja gleich von Anfang an korrigiert werden. Nein, man muß sich auf etwas verlassen können. Man könne als ausländischer Student hier nicht alleine stehen, höre ich heraus. Wie ist das gemeint?

Solomon und Anna Maria sind beide viel zu erfahren als Fremde in Deutschland, als daß sie Sonderbetreuung als Kränkung empfänden, wie das Greenhorns unter den ausländischen Studenten durchaus häufig tun, einfach aus Stolz: wir wollen keine Extrawürste, wir wollen so behandelt werden wie die deutschen Studenten auch. Und das ist es gerade - Solomon Saleh und Anna Maria Pontes sagen, sie werden nicht so behandelt wie die Deutschen, und das macht alles so schwer.

Da ist zunächst mal die Leistung, die zu erbringen ist, in der Hochschule sowohl als auch privat. Frau Pontes zitiert spöttisch den Spruch einer ihrer Lehrer: als Ausländer mußst du mindestens doppelt so gut sein wie die Deutschen. Sie fragt, wie stellt sich der das denn praktisch vor? Und was heißt überhaupt "gut"? Ist damit der Intelligenzquotient gemeint, die Geistesgegenwart, Kommunikationsfreudigkeit, das sinnliche und intellektuelle Erfassen des Forschungsgegenstandes - oder was? Wie sollte man das, bitteschön, entwickeln, wenn sich die deutsche Gesellschaft entschieden weigert, bei den Ausländern die Rolle des Diskurspartners zu übernehmen, sondern nur darauf wartet, daß man sich anpaßt.

Das ist nicht nur in der hochoffiziellen politischen Einstellung gegenüber den Ausländern erkennbar, die sich offen im bisherigen Ausländergesetz niederschlägt und im neuen anscheinend noch detailliert wird, sondern das ist spürbar schon im Alltag, hier: im Hochschulalltag.

Solomon Saleh sagt: "Ich mußte erst das Vordiplom erfolgreich bestehen, und zwar mit einer ziemlich guten Note, um überhaupt von den Kommilitonen **bemerkt** zu werden: toll, Solomon, das hätten wir von dir gar nicht erwartet!" Erst seitdem, meint er, würde er einigermaßen akzeptiert werden, zumindest im fachlichen Bereich. Aber die sieben Semester davor kein Ansprechpartner, geschweige denn ein deutscher Freund; sein einziger Freund war damals ein türkischer Student. Sein Fazit: Anerkennung liefe in Deutschland nur über Leistung, und zwar einer normierten Leistung; deshalb würden Ausländer auch kein Interesse finden, weil ihre Lebensvorstellungen und politisch-moralische Maximen nicht oder nicht so ohne weiteres der gängigen wissenschaftlichen und moralischen "Nomenklatur" entspricht.

Frau Anna Maria Pontes betont diese **fachliche** Akzeptanz: im Privatleben ist das noch lange nicht so, so wird es wahrscheinlich auch nie sein. Sie habe hier in Deutschland eine Reihe von guten Bekannten, Freunden eigentlich, aber sie wisse, um von ihnen etwas zu erhalten, müsse sie selbst erst zwanzigmal geben. Ihr dunkles Gesicht ist ganz bekümmert, aber sie stellt das ohne jede Bitterkeit fest: das ist eben so. Ist sie schon mal gefragt worden, wie es bei ihr zuhause ist, wer ihre Familie ist, wie sie in Brasilien lebt, ob es schwer ist, Deutsch zu lernen? Frau Pontes überlegt: nein, eigentlich nicht, jedenfalls so nicht. Frau Pontes sagt ironisch die "Fünf Fragen" auf, die immer dann kommen, wenn bei Parties oder anderen Festen die Zeit etwas vorgerückt ist und die Stimmung familiärer - natürlich seitens der **interessierteren** Deutschen:

1. Woher kommen Sie?
2. Wo wohnen Sie?
3. Wer finanziert Sie?
4. Woher können Sie so gut Deutsch?

5. Wann kehren Sie nach Hause zurück?

Was hat das alles mit mir zu tun, mit mir als Person? Das ist doch auch so eine Art, jemand zu klassifizieren, zu versuchen herauszufinden, ob der Befragte einem selbst irgendwie nützlich sein kann! Wenn ich sage, im Augenblick wohne ich bei einer Freundin, weil ich keine eigene Wohnung finde, ist das Interesse schlagartig zuende. Frau Pontes interpretiert das so, daß der Fragende sonst eine Reihe von Verpflichtungen auf sich zukommen sehen würde. Sie habe sich jedenfalls angewöhnt, diese Fragen sehr indifferent zu beantworten - small talk eben. Und die Frage Nummer fünf? Na, das ist doch klar, jeder ist daran interessiert, daß wir möglichst bald wieder aus dem Land sind? Sie kann meine Zweifel an der Richtigkeit ihrer Einschätzung gar nicht verstehen: Sie sind doch alle hier so erzogen, möglichst der beste zu sein, und zwar in einer "objektiv meßbaren" Form, und der erfolgreichste - beides gehört **zusammen!** Vor allem immer auf den beiden eigenen Beinen zu stehen. Herr Saleh nickt nachdrücklich: die Ausländer sind in der Regel nicht die besten! Ich bin perplex: Was ist denn ausgerechnet daran zu kritisieren? Ist das denn nicht für alle Kulturen und Gesellschaften erstrebenswert, aus einer Vielzahl autonomer Individuen zu bestehen, die für sich selbst entscheiden können und - überhaupt - entscheidungsfähig sind?

Frau Pontes rollt die Augen zur Decke: Pff! Soviel Ignoranz: Das ist doch nur eine Entscheidungsfähigkeit um die eigene Nase herum - die Entscheidung für mein Wohlergehen! Dieser Reichtum hier, immer nur für den einzelnen. Das ist ganz selbstverständlich! Autonomie - das kann doch auch äußerster Egoismus sein, der den Blick für die anderen total verstellt, die gegenseitige Beziehung gar nicht mehr zuläßt, weil man um seine Unabhängigkeit fürchtet und seine Entscheidungsfreiheit. Sie haben eine Utopie von individueller Freiheit, und eine Beschränkung dieser Freiheit würde für sie Leid bedeuten. Sie wollen nicht leiden, das heißt auch, sie wollen nicht mitleiden. Sie wollen kein Mitleid und sie wollen nicht mitleiden. Und deswegen kümmert sich eigentlich der eine um den anderen nicht. Aber letzten Endes ist das nicht durchzuhalten. Frau Pontes erklärt sich damit die deutschen Absonderlichkeiten, diese penible Lebensplanung, diese formalen Korrektheiten, diese Massenflucht zur Urlaubszeit, vor allem dieser ständige Mangel an Zeit, die Unfähigkeit, den Reichtum zu genießen, innezuhalten und einfach einmal

zu genießen. Dieser Reichtum - Anna Maria Pontes hebt ihre Hände in Kopfhöhe, die Handflächen nach oben, und läßt sie wieder sinken, in einer fast komischen Resignation: dieser Reichtum, er ist an allem schuld, er verdirbt alles.

Solomon Saleh nickt: unbedingt. "Sie fragen nicht, wie ich als Fremder die Welt sehe!" Er ist ziemlich fassungslos, daß dies anscheinend keinen hier interessiert. Nicht, daß er eitel wäre oder sich als besonders interessant sähe, nein, überhaupt nicht, aber zu wissen, wie andere geboren sind, wie sie leben und denken, das ist doch immer wichtig für einen selbst, das ist doch als Erkenntnis wichtig! Solomon ist mit 19 nach Westdeutschland gekommen. Er hatte als Schüler eine schlimme Zeit in Addis Abeba, mit Verfolgung und Gefängnis. Seine Eltern stammen aus Eritreia. Nach dem Abitur blieb ihm gar nichts anderes übrig, als zu emigrieren. Zwei Jahre dauerte es, bis er als Asylant anerkannt wurde, das heißt auch zwei Jahre Heim ohne Arbeitserlaubnis, keine konkrete Beziehung zur Wirklichkeit. In dieser Zeit ist er fast abgerutscht: Alkohol und Drogen. Für viele, sagt er, ist das dann das Ende, sie kehren in die Heimat zurück, es bleibt keine andere Wahl. Er hatte Glück, um ihn kümmerte sich ein katholischer Priester, der ihm das Gefühl vermittelte, nicht allein zu sein. Eine Sprachschule hatte er schon besucht, es folgt die Fachoberschule und dann der Studienbeginn im Fach Chemie. Unüblich für Ausländer? Eigentlich nicht, der Eindruck entsteht, weil so wenige schließlich das Examen machen. Zum Beginn des Studiums gibt es schon eine ganze Menge, aber spätestens zum Vordiplom sind die meisten verschwunden. Sie halten einfach die Belastungen auf Dauer nicht aus: uninteressierte Professoren, die von ihnen manchmal mehr fordern als von den deutschen Kommilitonen, die anfängliche Ignoranz der Mitstudenten und die damit verbundene Isolierung; dazu ständig die Sorge um das Auskommen, besonders aber um die Wohnung. Es blieben nur zwei Alternativen, nämlich bei Freunden unterzuschlüpfen oder ein Heimplatz zu erobern. Ja, erobern, das wäre der richtige Ausdruck dafür. Deswegen sei er auch so unglücklich über den entgangenen Heimplatz gewesen: wertvoller als Gold.

Solomon sagt: "Wir wollen doch nur so behandelt werden wie die deutschen Kommilitonen behandelt werden." Das geschieht aber nicht, die ausländischen Studenten werden mit sich allein gelassen und es wird allgemein vergessen, daß soziale Isolierung Lernen und

wissenschaftliches Arbeiten fast unmöglich machen. Kontakt ist existentiell. Die deutschen Studenten sind hier zu Hause, meint Solomon, für sie gibt es tausend Möglichkeiten der Mimikry, tausend Möglichkeiten, gemeinsame Interessen gemeinsam einzufordern, sie seien vor allen Dingen a priori gleichberechtigt. In mir, sagt er, sieht man zuallererst den dunkelhäutigen Afrikaner, der merkwürdigerweise Lesen und Schreiben kann: "Solomon, das hätten wir von Dir gar nicht erwartet!" Und unter diesem Druck geben halt viele auf. Und deswegen sei meine Frage von vorhin auch so falsch: warum die ausländischen Studenten sich nicht schon längst zu einer Lobby zusammengeschlossen haben. Vielen fehlt einfach die konkrete Möglichkeit, sich neben dem ganzen Hochschul-, Finanz- und Wohnungsstreß auch noch um seine politische Lösung zu kümmern.

Wenn wir unser Gespräch veröffentlichen, sollen dann die Namen geändert werden? "Unbedingt!" ruft Anna Maria spontan und sehr energisch, "Unbedingt!"

ÖFFENTLICHE VERHANDLUNG DES AMTSGERICHTS

vor Richter am Amtsgericht ~~S. [Name]~~ als Richter
Urkundsbeamter der Geschäftsstelle: JAe. ~~Schmidt~~

IM RECHTSSTREIT

des/der *)

Studentenwerk ~~[Name]~~, Anstalt des öffentlichen Rechts,
vertr. d. seinen GF, Herrn ~~[Name]~~,

Kläger

gegen Proq. Bev.: RA Hartmut ~~[Name]~~,
Vorstadt 20, ~~[Name]~~ 1

~~[Name]~~-Str. 343, Zimmer B 111, 6 ~~[Name]~~

Beklagte

meidete sich bei Aufruf der Sache

- für - d. Kläger - und - Rechtsanwalt in ~~[Name]~~
- für - d. Beklagte - und - Rechtsanwalt in Person

Der - ~~Anwalt~~ des/der - Kläger stellte die Anträge
 - nach dem ~~Mahnbescheid~~ der Klageschrift - des Schriftsatzes vom
 der - ~~Anwalt~~ des/der - Beklagte stellte den Antrag - des Schriftsatzes vom
 - die Klage abzuweisen, ~~Hilfsweise~~ nachzulassen, die Vollstreckung durch Sicherheit abzuwenden.

Die ~~Bevollmächtigten~~ der ~~Parteien~~ ~~haben~~ ~~den~~ ~~Streit~~ ~~zur~~ ~~Sache~~.
 Es wird festgestellt, daß das VU am 18.04.89 zugestellt worden ist,
 daß der Einspruch am 26.04.89 bei Gericht eingegangen und somit
 rechtzeitig ist.
 Der Sach- und Streitstand wurde erörtert.

Der Beklagte legt ein Schreiben der ~~[Name]~~ vom 09.06.89
 vor, wonach er ab 14.06.89 in ein Zimmer dieser Werkstatt ziehen könne.
 Der Beklagte erklärt: Ich nehme meinen Einspruch gegen das VU vom 11.04.89
 sowie meinen Antrag auf Bewilligung von PKH zurück.

V.U.g.
 KlVIn stellt Kostenantrag.
 Beklagter erhält Gelegenheit zur Stellungnahme.
 O.U.V.

Dem Beklagten werden die weiteren Kosten des Rechtsstreits auferlegt, nachdem
 er seinen Einspruch gegen das Versäumnisurteil zurückgenommen hat.

Erläuterung zu gebräuchlichen Abkürzungen in Sitzungsprotokollen

- | | | |
|-----------------------------|--------------------------|--|
| VU = Versäumnisurteil | RB = Rechtsbeistand | b.u.v. = beschlossen und verkündet |
| VB = Vollstreckungsbescheid | Ss = Schriftsatz | lt.d.u.g. = laut diktiert und genehmigt |
| VT = Verkündungstermin | KIV = Klägervertreter | v.u.g. = vorgelesen und genehmigt |
| RA = Rechtsanwalt | BIV = Beklagtenvertreter | n.v.u.n.v. = nicht verwandt und nicht verschwagert |
| AV = Anerkenntnisurteil | | |

27. Juli 1989

JP 10

Mündliche Verhandlung vor dem Amtsgericht
(ZPO §§ 495 ff. 510a)



Ausfertigt
Urkundsbeamter der Geschäftsstelle

HARTMUT [REDACTED]
RECHTSANWALT UND NOTAR
MARTHA [REDACTED]
RECHTSANWÄLTIN
VORSTADT 20, POSTF. 1447
TELEFON 06171 / 5 40 44
[REDACTED] - 604

Beglaubigte Abschrift

Amtsgericht

Postfach 10 01 01

[REDACTED] 1

21. Juni 1989 k/Gr

Gesuch um Kostenfestsetzung

In Sachen

Studentenwerk [REDACTED]

gegen

[REDACTED]
- 33 C [REDACTED]

wird beantragt, die unten berechneten, weiteren Kosten gegen den Beklagten festzusetzen und deren Verzinsung auszusprechen.

Streitwert: DM 720,--

10/10 Erörterungsgebühr gem. § 31 Abs. 1 Ziff. 4 BRAGO DM 70,--

Auslagenpauschale

DM 10,50

14 % MwSt.

DM 11,27

DM 91,77

=====

gez. F [REDACTED]

[REDACTED] Rechtsanwältin

Beglaubigt

[REDACTED]
Rechtsanwalt

Amtsgericht

(Gebäude B)
Telefon: [redacted] - Telex: 4 12 896 Just d
Konten der Gerichtskasse [redacted]
[redacted] (BZ 500 000 00)

Postanschrift: Amtsgericht - Postfach 10 01 01 - [redacted]

33 [redacted] 69 67

Hinweis:

Der geschuldete Betrag ist nur an den Berechtigten selbst, nicht an die Gerichtskasse/Gerichtszahlstelle zu zahlen.

Geschäftsnummer bitte stets angeben!

Datum 19.07.89

Herrn [redacted]

Kostenfestsetzungsbeschu im Rechtsst

Studentenwerk [redacted], Anstalt des öffentlichen Rechts, vertr. [redacted]

Kläger
Gläubiger
Antragsteller
X
X
X
X

Prozeßbevollmächtigter: Rechtsanwalt [redacted]

gegen

Herrn [redacted], Afrika-Kolleg Zi. Nr. 120, [redacted]

Beklagter
Schuldner
Antragsgegn
X
X
X

Prozeßbevollmächtigter: Rechtsanwalt [redacted]

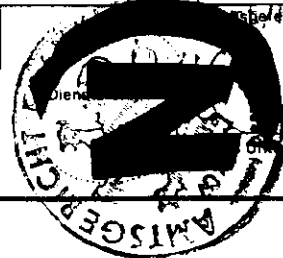
Auf Grund des

Zutreffendes ist angekreuzt bzw. ausgeführt

<input type="checkbox"/> rechtskräftigen	<input type="checkbox"/> gegen Sicherheitsleistung von DM	<input type="checkbox"/> vorläufig vollstreckbaren	<input type="checkbox"/> vollstreckbar
<input type="checkbox"/> Urteils	<input checked="" type="checkbox"/> Beschlusses	<input type="checkbox"/> Vergleichs	des <input checked="" type="checkbox"/> Amtsgerichts <input type="checkbox"/> Landgerichts <input type="checkbox"/> Oberlandesgerichts <input type="checkbox"/> Bundesgerichtshof
in	[redacted]	vom 13.6.89	§ 19 der Bundesgebührenordnung für Rechtsanwälte
sind von	dem Beklagten	als Gesamtschuldner	weiter an Kosten
DM 91,77	in Buchstaben: Deutsche Mark einundneunzig 77/100-----	nebst 4% Zinsen s	<input checked="" type="checkbox"/> 23.6.89
an	die Klägerin	zu erstatten.	
Die Berechnung ist <input checked="" type="checkbox"/> beigefügt. <input type="checkbox"/> umseits. <input type="checkbox"/> bereits übersandt.	Zugesetzt wurden <input type="checkbox"/> DM Gerichtskosten.	Auf der Rückseite befindet sich die Begründung für Absetzungen. <input type="checkbox"/> Ausgleich.	
Dem/Der/Den	hat das Gericht gestattet, die Zwangsvollstreckung gegen eine Sicherheit von	DM	abzuwenden.
wenn nicht der/die	vor der Zwangsvollstreckung eine Sicherheit in gleicher Höhe leistet.	abgeführt,	27.07.89

Rechtspfleger [redacted]

[redacted] Sachbearbeiter der Geschäftsstelle



Hinweise:

- Die Annahme einer Sicherheit ist bei der Hinterlegungsstelle eines Amtsgerichts (auf dem Vordruck HS 1) in 2 Stcken zu bearingen; dabei ist eine Abschrift der gerichtlichen Entscheidung vorzulegen, in der die Sicherheitsleistung angeordnet oder zugelassen ist. Der Betrag der Sicherheit ist dann bei der zugehörigen Gerichtskasse oder -zahlstelle einzuzahlen.
- Der Berechtigte kann aus diesem Beschuß die Zwangsvollstreckung betreiben, wenn die festgesetzten Kosten nicht binnen e Woche seit Zustellung dieses Beschlusses bezahlt sind.
Ist die zugrundeliegende gerichtliche Entscheidung nur gegen eine Sicherheit vorläufig vollstreckbar, muß der Berechtigte vor Beginn der Zwangsvollstreckung nachweisen, daß er die Sicherheit geleistet hat oder daß die gerichtliche Entscheidung rechtskräftig worden ist.

Die Vermieter - zum Beispiel das Studentenwerk

Ein Dach über dem Kopf gehört zu den unbestreitbaren Lebensnotwendigkeiten. Wenn dieses Dach aber nun einmal partout nicht zu finden ist - wie etwa im Fall der ausländischen Studenten - kann man dann tatsächlich einfach sagen: "Pech gehabt - es hat nicht sollen sein?"

Auf eine Große Anfrage im Bundestag zur Situation der ausländischen Studenten in der Bundesrepublik heißt es zu Beginn der Antwort der Bundesregierung (Drucksache 10/5171 - 12.3.86): "Das Studium von Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland ist - ebenso wie das Studium deutscher Studenten im Ausland, der Wissenschaftler austausch und die internationale Zusammenarbeit der Hochschulen - wesentliches Element der internationalen Hochschulbeziehungen und Ausdruck der Weltoffenheit des deutschen Hochschulsystems ...". Sollte Gedeih und Verderb eines derart hochhoffiziell qualifizierten Ausländerstudiums tatsächlich dem freien Spiel der Kräfte auf dem privaten Wohnungssektor überlassen bleiben? So, wie die Dinge liegen, läuft die Sache darauf hinaus: Keiner zweifelt grundsätzlich am Nutzen des Ausländerstudiums - es dient den Ausländern, aber auch den Deutschen, und diesen offensichtlich nicht nur als Gelegenheit zur Selbstdarstellung, sondern eben auch zu wissenschaftlichem Austausch im Sinne des Voneinanderlernens. Dafür werden öffentliche Mittel aufgewendet, Studienkapazitäten systematisch freigehalten. Doch diese Bemühungen sind allesamt obsolet, falls der ausländische Student eben keine Wohnung auf dem üblichen Wohnungsmarkt findet. Ist das letzten Endes zu verantworten?

Unserer Meinung nach wäre es sinnvoll, nach dem ersten Schritt der Bereitstellung von Studienplätzen den zweiten Schritt zu tun, nämlich auch für eine materielle Absicherung zu sorgen, die zumindest das Dach über dem Kopf bereitstellt. Im Moment kann das nur heißen, großzügig Studentenwohnheime zu bauen - alle Argumente, die in diesem Heft versammelt sind, sprechen dafür.

Schluß. Aus. Sense. - Ein Gespräch in der TH Darmstadt

**Gesprächspartner: Herr Seidel von der Abteilung für
studentische Angelegenheiten und Frau Teves,
Betreuerin im Akademischen Auslandsamt**

Darmstadt hat zwar über 100.000 Einwohner, ist also "Großstadt", aber eben nur mit Gänsefüßchen: Typ Residenzstädtchen - wenn auch Residenz eines **Großherzogtums**. Darmstadt hat immer noch etwas Altmodisches an sich, als ob es sich noch nicht ans 20. Jahrhundert gewöhnt hat. Und nicht nur die Straßenbahn fährt hier besonders schmalspurig. Irgendwie paßt der Hochzeitsturm nach Darmstadt auf die Mathildenhöhe wie das Pünktchen auf das i, genauso wie die Orangerie zwischen Tintenviertel und Bessungen und der Herrngarten zwischen Martinsviertel und Frankfurter Straße, traulich und gemütlich, beinahe gemächlich - als würden die Darmstädter wie eh und je am Sonntag zum Melibokus fahren. Aber die Zeiten sind längst vorbei, Darmstadt war im Krieg fast ganz zerstört, es verfügt über Großindustrie, ein Landesmuseum, ein Landestheater, ein Regierungspräsidium, eine Unterquerung der Altstadt nebst dazugehörigen weitflächigen unterirdischen Parkebenen - und über eine große Koalition. Und daneben hat Darmstadt eine Reihe von Hochschulen und hochschulähnlichen Institutionen, zum Beispiel die Werkkunstschule, jetzt Hochschule für Gestaltung, die Evangelische Fachhochschule, die Staatliche Fachhochschule - und natürlich die Technische Hochschule, an der schon allein 17.000 Studenten eingeschrieben sind. Mit den 7.000 aus der staatlichen FH sind das schon Größenordnungen, die zu organisieren auch

einer Millionenstadt nicht so leicht fallen würde. In Darmstadt ist jeder fünfte Tages-Bürger ein Student!

Das Darmstädter Studentenwerk verfügt aber nur über rund 2.000 Wohnheimplätze.

"Unsere Forderung", sagt Herr Seidel, Leiter der Abteilung für studentische Angelegenheiten, "gehen auf mindestens 15-20 %". Das wären 5 bis 6.000 Plätze. Utopisch! Bis zu einer Realisierung dieser Utopie sind die Studenten an Darmstadts Hochschulen darauf angewiesen, daß sie weiter bei den Eltern wohnen dürfen/müssen oder können, oder daß sie einen geneigten Privatvermieter finden. Oder daß sie eben einen Platz in einem Studentenheim finden, im Karlshof etwa, wo es die Möglichkeit gibt, daß mehrere Studenten gemeinsam eine Wohneinheit mieten können. Falls das Studentenwerk baut, würde eine solche Konzeption die Kosten senken. Im Moment beträgt die Wartezeit für einen Platz im Studentenwohnheim 3-4 Semester. Bei deutschen Studenten. Ausländer müssen länger warten, ihr Bedarf ist größer oder ihre Alternativen sind eingeschränkter, wie man will.

Für die Ausländer, sagen meine beiden Gesprächspartner, stehen überproportional viele Wohnheimplätze zur Verfügung - bis zu 30 %. Überbelegungen sind gängig. Über die Quantität der Überbelegung und die Dauer wird allgemein geschwiegen, und zwar sowohl von seiten des Studentenwerks, wie auch von seiten der Studenten: keiner mag sich in die Karten gucken lassen. Klar ist, die Verhältnisse sind katastrophal.

"Das Problem ist, daß eigentlich in einer Stadt wie Darmstadt es keiner nötig hat zu vermieten", sagt Herr Seidel. Darmstadt ist eine Beamten- und Pensionärsstadt, die großen alten Wohnungen, soweit es sie gibt, sind oft unterbelegt. Die alten Mieter können den Mietzins leicht tragen. Wozu vermieten?! "Möglich, daß eine alte Dame mal jemanden Junges sucht, zur Gesellschaft oder so, oder zum Hundausführen. Aber das ist dann die Ausnahme". Die Regel ist immer unumstößlicher: die Darmstädter vermieten kaum an Studenten, schon gar nicht an Ausländer. "Die Situation hat sich in den letzten Jahren zugespitzt," sagt Herr Seidel, "früher haben die Studenten partout nicht bei den Eltern wohnen wollen, heute tun sie das mit Kußhand - weil's keine Alternative gibt. Früher waren die Studentenheime für die Studenten das allerletzte, heute ist das eine offizielle Forderung der Studentenschaften!" Ja, und die

Ausländer, wie kommen die mit der Situation klar? Eigentlich weiß das keiner. Wenn das Darmstädter Studentenwerk über etwa 2.000 Wohnheim-Plätze verfügt, das würde gerade für die ausländischen Studenten an TH und Fachhochschulen reichen. Aber allerhöchstens 30% der Plätze werden für sie angesetzt, und das auch nur mit erheblichen Bauchschmerzen, weil man "Konzentrierungen nicht will". Wo wohnt dann der Rest von ihnen, also immerhin doch 1.400 bis 1.500?

Das Darmstädter Studentenwerk war in Sachen Wohnraumbeschaffung für Studenten in der Vergangenheit durchaus aktiv (das können längst nicht alle Studentenwerke in der Bundesrepublik von sich behaupten): Gespräche mit Haus- und Grundbesitzern fanden statt (und erwiesen sich als Schlag ins Wasser), man gründete eine Arbeitsgruppe mit Vertretern der TH, FH, Studentenwerk, Staatsbauamt und der Stadtverwaltung. Ziel: Beschaffung von Grundstücken zu vertretbaren Preisen, um Wohnraum anbieten zu können - zu vertretbaren Preisen. Aber die Grundstückspreise in Darmstadt sind hoch. Die Nähe Frankfurts und des Rhein-Main-Flughafens macht sich preistreiberisch bemerkbar. Kann da das "neue Berlin" entlastend sein? Allgemeines Kopfschütteln: "Bis jetzt nicht." Und was gibt's für Lösungen? "Ja", sagt Herr Seidel, "wir wollen 1.000 Wohnheimplätze mehr. Und zwar in nächster Zeit". Aber wie das zu bewerkstelligen ist - darüber ist er sich auch noch nicht ganz im klaren: "Die Prognosen über die Entwicklung der Studentenzahlen waren ja alle dramatisch falsch. In den 70er Jahren stiegen die Studentenzahlen rasant - trotz numerus clausus. Es gab ja auch zum Studium für die meisten keine akzeptable Alternative. Studium war **auch** Verweilzeit; nur wurde es dann eben doch auch Lebensperspektive. Früher fingen viele an zu studieren und sprangen dann ab, sobald sie einen Job gefunden hatten. Aber die Jobs wurden selten, und so blieben die Studenten bis zum Examen an der Hochschule. Alles Dinge, die nicht in Voraussagen eingingen." Immerhin: in einem Jahr soll ein Wohnheim mit 115 Plätzen bezugsfertig sein. Bis Mitte der 90er Jahre sollen noch einmal etwa 1.500 Plätze dazukommen. Das steht mehr oder weniger fest.

Mit Zuschüssen für künftige private Vermieter von Zimmern beziehungsweise Wohnungen arbeitet das Land Hessen gleichfalls. Der Wohnraum muß eine Zeitlang exklusiv Studenten vorbehalten bleiben (vgl. den Beitrag "Ich kann doch nicht jemand draußen vor der Tür stehen lassen!" in diesem Heft). Es sind gewissermaßen Baukostenzuschüsse, und es ist sehr

die Frage, ob diese Art von Wohnungsbereitstellung in Ballungsräumen effizient ist; der Aufwand an öffentlichen Mitteln ist erheblich und stellt möglicherweise trotzdem keine Äquivalenz für den Hausbesitzer dar angesichts seiner sonstigen Gewinnmöglichkeiten. Tatsächlich ist diese Arbeit von Wohnraumfinanzierung gegenwärtig nicht sehr entwickelt, jedenfalls nicht im wohnungsknappen Darmstadt.

Was tun? Gibt es für das Studentenwohnheim eine Alternative? Nein, Studentenwohnheime zu bauen, ist die billigste Art, Unterkünfte zu schaffen: "Ja", sagt Herr Seidel, "wir verwalten den Mangel, die Decke ist viel zu kurz. Wir werden jetzt dazu übergehen", er macht eine energische Handbewegung, "strikt nach 6 Semestern zu kündigen. Keine Ausnahmen mehr!" Natürlich war das nicht Herrn Seidels alleinige Entscheidung (möglicherweise wäre ihm persönlich eine andere Entscheidung lieber gewesen) sondern Beschluß des Vorstandes des Studentenwerks - und zwar mit der Absicht, besonders den Studienanfängern entgegenzukommen. Aber was kommt für sie danach? Und die ausländischen Studenten? Sind die dann in der Lage, auf dem freien Wohnungsmarkt selbst unterzukommen? Wie steht es eigentlich mit der Verantwortung der Studentenwerke, Wohnraum zu schaffen? Nur ein bißchen Wohnraum, oder notfalls Wohnraum für alle, die ihn brauchen, um ihr Studium einigermaßen unbelastet über die Bühne bringen zu können? Kann es verantwortet werden, wenn jeden Morgen Massen von Studenten in ihren privaten PKW's mit oder ohne Fahrgemeinschaft sich quer durch den Odenwald quälen, nur weil sie kein Zimmer am Hochschulort selbst ergattert haben und als Erwachsene immer noch die Füße unter Vaters Tisch stellen müssen? Ist es verantwortlich, wenn "offiziös geduldet" ausländische Studenten ihre Wohnheimplätze mit Freunden oder Landsleuten teilen - oft mehrfach, einfach weil es keine Zimmer gibt, nicht nur keine erschwinglichen oder sonstwie akzeptablen Zimmer, sondern überhaupt keine? Schluß. Aus. Sense. "Aber das muß man doch verstehen. Die Erstsemester haben Vorrang. Die kommen hierher, sind völlig fremd, sprechen oft noch nicht mal die Sprache. Die sind einfach auf die Wohnheimplätze angewiesen." Natürlich, aber wenn keine Zimmer da sind, oder zur Verfügung gestellt werden, da helfen weder gute Sprachkenntnisse noch das Sichbesserauskennen. Und nach sechs Semestern ist auch kein Student mit seinem Studium fertig; selbst in der Fachhochschule nicht.

Ich danke für das Gespräch.

Gespräch mit Peter Gussmann, Kanzler der Fachhochschule Frankfurt, über Wohnsituation der ausländischen Studenten, über die Stimmung in den Hochschulen gegenüber den Ausländern als Kommilitonen und über die Neigung von uns Deutschen, uns Fremden gegenüber ersteinmal zu verschließen:

Wie gehen Sie denn mit der problematischen Wohnsituation der ausländischen Studenten um? In dem einen oder anderen Fall greifen Sie ja wohl selbst ein?

Ja, also wenn ein Student seine Wohnzeit im Heim überzieht, und wenn die Angelegenheit nicht durchsichtig für mich ist, dann frage ich schon nach. Und dabei kommt es vor, daß sich die Sache als Härtefall erweist oder daß es wirklich krasse Ungerechtigkeiten gibt. In solchen Fällen versuche ich dann eine Art Bleiberecht auszuhandeln, eine Übergangsregelung zu finden ...

Anscheinend gibt es inzwischen nur noch Härtefälle.

In der Tat hat sich die Lage in den letzten Jahren gravierend verschlimmert. Das ist ja nicht nur der Zuzug von außerhalb, der den privaten

Wohnungsmarkt knapp macht, sondern die Mieten sind auch unverhältnismäßig gestiegen.

Die ausländischen Studenten, besonders die Neuankömmlinge, zu ihnen gehören ja auch die Studienkollegiaten, sind fast nur noch in den Heimen des Studentenwerks oder der Studentengemeinden unterzubringen.

Aber dem steht doch wohl die Quote von 20-30% entgegen?

Diese Quote gilt für uns eigentlich schon lange nicht mehr. Wir haben hier in Frankfurt und dem gesamten Rhein-Main-Gebiet eine Reihe von Heimen, in denen der Anteil der Ausländer über 50% liegt. Und uns ist bekannt, daß in vielen dieser kleinen 1-Bett-Zimmer auch manchmal zwei Studenten wohnen oder doch zumindest nächtigen.

Das ist vielleicht die Erklärung dafür, daß scheinbar schließlich alle irgendwie ein Dach über dem Kopf haben.

Ja, das Irgendwie muß man betonen, menschenwürdig ist das oft nicht, jedenfalls sind die Bedingungen, konzentriert zu arbeiten, dadurch schlecht.

Ich habe in der letzten Zeit überhaupt keinen ausländischen Studenten getroffen, der nicht anfangs ziemlich fassungslos mit der Tatsache konfrontiert war, daß er nach seiner Einreise in die Bundesrepublik aus dem Stand eine eigene Wohnung suchen mußte - und damit überfordert war. Schon allein deswegen, weil die Vorstellung weiterhin besteht, mit dem Studienplatz ist auch die Unterbringung gewährleistet. Und es ist doch eigentlich blauäugig, die ausländischen Studenten in diesem Punkt einfach sich selbst zu überlassen.

Früher mag das alles einen Sinn gehabt haben, es waren zum Teil andere Studenten, nicht fast durchweg Studenten aus der Dritten Welt: sie hatten auch meist mehr Geld zur Verfügung, sie waren sprachlich ganz gut vorbereitet, es gab zum Beispiel nicht so viele Asylanten unter ihnen, die praktisch gar keine Möglichkeit haben, sich hinlänglich auf das Fluchtland vorzubereiten. Das hat sich alles sehr stark gewandelt, die Studenten bleiben in der Regel ihre ganze Studienzeit über hier. Aber es wird immer weiter von den alten Vorstellungen ausgegangen. Notfalls wird

eben die Quote in den Heimen erweitert - informell. Es müßten grundsätzlichere Lösungen gesucht werden. Das ist ja auch bei den deutschen Studenten so, die finden ja auch nichts mehr, nehmen weite Anreisen in Kauf, um bei den Eltern wohnen bleiben zu können und so weiter...

Die deutschen Studenten sind hier zuhause, sie sprechen die Sprache, sie sind vertraut mit den gängigen Verkehrsformen, sie sind darauf trainiert, selbstständig zu handeln.

Naja, die perfekte Versorgung soll es ja auch nicht sein. Eigenständigkeit ist bei uns eben Lebensprinzip, wenn auch oft in einem ziemlich egoistischen Sinne. Ich meine allerdings auch, daß das Studium nicht ohne Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit überstanden werden kann. Das muß der ausländische Student einfach lernen, wenn er erfolgreich abschließen will. Was jedoch bei dem Prinzip außer acht gelassen wird, ist erstens, daß dies einen längeren Prozeß erfordert, also nicht hopplahopp stattfindet, und daß er schließlich auch so stattfinden soll, daß dabei noch Raum für Überlegung bleibt, daß sich der Student mindestens ab und zu dieses Prozesses bewußt wird, eben so gut es geht noch Herr des Geschehens ist. Und zweitens müßte es eine Mindestaustattung geben, um sich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen, und das ist zum Beispiel ein angemessenes Dach über dem Kopf.

Wahrscheinlich kann man sagen, deutsche und ausländische Studenten in Ballungsräumen wie hier im Rhein-Main-Bereich haben große Schwierigkeiten eine Unterkunft zu finden. Aber damit endet der Vergleich schon. Die Schwierigkeiten der Ausländer sind qualitativ sehr verschieden. Überall heißt es zum Beispiel, für Schwarzafrikaner bestehen überhaupt keine Chancen, irgendwo anders unterzukommen als in einem Studentenheim, einige Studentenwerke reservieren geradezu rare Plätze für die afrikanischen Studenten. Ich glaube, früher war das nicht so.

Nein, früher war das nicht so, aber ob es besser war? Da galt mehr so etwas wie Exotik, während heute ganz einfach von den Vermietern demjenigen der Vorzug gegeben wird, der gewissermaßen am handlichsten ist; sie können sich ja ihre Mieter aussuchen: man braucht bloß ihre Inserate zu studieren. Aber es hat sich auch das Klima geändert, ein wenig wohl auch an den Hochschulen selbst.

Es ist verwunderlich, daß landauf landab die Hochschulen keine Notiz mehr von den ausländischen Studenten nehmen, die doch häufig eine starke Minderheit sind. Andererseits gibt es Beschwerden seitens der Hochschulleitungen, daß die Ausländer sich in sogenannten Nationalitätengruppen zusammenschließen. Das ist doch ziemlich widersprüchlich?

Die Hochschulen können sich zumindest informell kaum mehr gegen eine Gettoisierung in den Studentenwohnheimen wehren, wo sich ja auch immer mehr ausländische Studenten konzentrieren - einfach weil es die schlechte Realität gebietet. Aber es ist auch so, und das meinte ich eigentlich mit der Veränderung des Klimas, daß in den Hochschulen gegenüber den ausländischen Studenten eine immer größere Zurückhaltung bis Ignoranz herrscht. Das hat mehrere Gründe, zum Beispiel - das kann ich jedenfalls von den Fachhochschulen sagen - die Überbelastung durch die explosionsartig gewachsenen Studentenzahlen, wobei der Personalstand nicht entsprechend, also in keiner Weise entsprechend gewachsen ist.

Die Ignoranz ist allerdings auch in den Wohnheimen zu greifen, in denen die deutschen Studenten oft mit "der ausländischen Mentalität" nicht zurechtkommen, das geht von der Küchenbenutzung bis zum Klo. Man hat den Eindruck, keiner läßt sich auf den anderen ein. Warum sollte man also eine Gettoisierung nicht zunächst einfach in Kauf nehmen? Es bleibt uns kaum mehr, als darauf zu achten, daß dieses Getto immer nur Übergangsweise besteht. Dieser Gedanke zeigt natürlich auch unsere Hilflosigkeit gegenüber dem Problem, aber ich glaube, es gibt im Moment keine Alternative. Die Fachhochschulen sind so zugedeckt mit Aufgaben, daß ich auch nicht sehe, wie sie zum Beispiel so etwas wie interkulturelle Aktivitäten entwickeln könnten - als eine Art Initialzündung, die Fachbereiche sind so sehr überlaufen, zumindest hier in Hessen, daß sie kaum noch im Stande sind, den normalen Alltag zu bewältigen.

Aber warum ist das denn so schwer, sich den Ausländern zu nähern, sie so zu akzeptieren, wie sie sind. Warum müssen sie immer besonderen Ansprüchen genügen, nämlich ausschließlich unseren. Selbst bei den jungen Leuten, den Studenten, geht das häufig so weit, daß sie den ausländischen Studenten erst zur Kenntnis nehmen, wenn er eine bestimmte Studienleistung erbracht hat, also "erfolgreich" ist, und zwar in unserem Sinne. Das habe ich von ausländischen Studenten immer wieder gehört.

Deutsche haben eben häufig diese Vorbehalte. Sie sehen es beispielsweise besonders deutlich bei afrikanischen Studenten. Bei allem Verständnis für eine gewisse Reserviertheit vor Unbekanntem: sie finden einfach keine Wohnung auf dem privaten Sektor oder nur zu ganz horrenden Preisen. Die Deutschen leisten sich Vorbehalte und Vorurteile, und das wird auch allgemein toleriert. Die Unfähigkeit, sich mit anderer Lebensart auseinanderzusetzen - oft ist die bei näherem Hinsehen überhaupt nicht verschieden von der eigenen, oft auch nichts weiter als Bequemlichkeit. Mir scheint, da ist doch oft viel Engherziges und Provinzielles dabei. Zum Beispiel dieser allzu gängige Begriff der Wirtschaftsflüchtlinge, - die aufzunehmen man ja "nicht moralisch verpflichtet" wäre - allein schon diese Unterscheidung zu treffen zwischen politischen und Wirtschaftsflüchtlingen! Ist denn Flucht aus der Armut etwas Degradierendes, darf da Hilfe nichts Selbstverständliches mehr sein - bei dem hier vorherrschenden Reichtum.

Wie ist denn nun Ihre Erfahrung, können sie sich erlauben, die Wohnheimfristen einigermaßen generös zu handhaben? Und wenn ja, haben sie den Eindruck ausgenützt zu werden?

Also zunächst haben wir schon eine ziemliche Langmut, aber irgendwann ist natürlich der Zeitpunkt da, wo entschieden werden muß, letztlich nach Prinzipien formaler Gerechtigkeit, auch wenn das gelegentlich schwerfällt: die "Alternative" wäre unter Umständen auch wohlgemeinte Willkür. Und das wollen wir nicht.

Ich hatte bei meinen Umfragen zu diesem AUSZEIT-Heft häufig den Eindruck, daß die "Geber", also voran das Studentenwerk, sich ausgenützt fühlen und die ausländischen Studenten eher wie Gegner sahen denn als Personen, deren Wohlergehen einem am Herzen liegt. Dabei sind es doch wohl eher die wenigsten Studenten, die etwas erbitten - vielleicht auch manchmal einfordern. Manchmal habe ich die Frage gestellt, ob es nicht sinnvoll sei, etwa seitens des Studentenwerks für bestimmte Fälle einen Notfonds bereitzustellen, zum Beispiel bei Mietrückständen. Das wurde eigentlich in den meisten Fällen geradezu beschwörend abgewehrt: dann würden alle kommen. Eine problematische Einstellung.

Also ich finde auch, daß ein Student, der hier einige Jahre gewissermaßen im Schutze eines Studentenwohnheims gewohnt hat, in der Lage sein

sollte, sich selbstständig ein Unterkommen zu suchen, ja, auch um Nachrückern Platz zu machen.

*Aber das ist ja eben die Frage: ist der "fortgeschrittene" ausländische Student besser dran als die Erstsemester? Gut, er kennt sich besser aus, aber ist das auch gleichzeitig ein Vorteil auf dem freien Wohnungsmarkt - falls unsere Erfahrungen der letzten Zeit richtig sind und der Markt für Ausländer, vielmehr "unsere" Ausländer, **generell** zu ist. Wenn also das Problem der Wohnungslosigkeit bei ausländischen Studenten nicht an ihrer Ungeschicklichkeit, Unerfahrenheit oder mangelnder Eigeninitiative liegt, sondern an den Gesetzen des Marktes oder an Ideologien deutscher Vermieter, Haus- und Wohnungsbesitzer, dann nützen ihnen ihre besseren Sprachkenntnisse oder ihre guten Kenntnisse der lokalen Verhältnisse möglicherweise überhaupt nichts.*

Das wäre dann schon ein gravierender Unterschied zu früheren Zeiten, als die Studenten zwar auch Schwierigkeiten auf dem Wohnungsmarkt hatten, aber weniger Probleme so grundsätzlicher Art. Zum Teil liegt das wahrscheinlich auch daran, daß wir alle inzwischen noch einmal wohlhabender geworden sind, und es einfach nicht nötig haben zu vermieten, egal an wen. Aber wie auch immer, ich sehe schon - der Wind bläst kalt - wir sollten unsere Voraussetzungen weiter überdenken. Es wäre ja zum Beispiel zu überlegen, ob man angesichts dieser verschärften Situation für die im Studium schon weiter Fortgeschritteneren die Wohnheimplätze vorbehält - vielleicht ab Vordiplom oder Zwischenprüfung. Und zwar für ausländische **und** deutsche Studenten.

*Man sollte das wirklich einmal ausprobieren: inwieweit bleiben dann die "Neuen" draußen? Die sollen natürlich auch unterkommen. Bei stagnierenden Bedingungen wird die Entscheidung schwer sein. Nur kann man sie meiner Meinung nach nicht mit dem Argument treffen, die Alten haben es leichter als die Neuen. Man muß ja berücksichtigen, daß der Student, der schon länger hier ist und Mieter im Wohnheim ist im Studium in der Regel so involviert ist, daß er nicht einfach alles hinwerfen kann, er **muß** weiter, also er **muß** ein Dach über dem Kopf haben. Ich habe einen schwarzafrikanischen Chemie-Studenten kennengelernt, der mitten in seinem Vordiplom in einem Wohnheim des Studentenwerks gekündigt wurde, weil seine Frist abgelaufen war; der mußte ohne Pardon raus. Er ist ein kluger, gewandter, umgänglicher Mann, der sehr gut Deutsch spricht. Als*

Asylant hat er ein bestimmtes gesichertes Einkommen: er hat trotzdem keine Wohnung gefunden, und wenn er nicht in einem evangelischen Studentenheim im letzten Moment untergekommen wäre, hätte er wahrscheinlich sein Vordiplom geschmissen. Das Studentenwerk jedenfalls hat da kein Pardon gekannt.

Natürlich ist die Wohnproblematik vordringlich und muß irgendwie gelöst werden, also gelöst in einem für den einzelnen noch vertretbaren, würdigen Sinne. Aber dabei stolpert man halt immer wieder über diese erdrückende Uninteressiertheit in der Bevölkerung, aber auch an den Hochschulen. Wer beschäftigt sich bei uns denn schon mit der Frage der Ausländer oder gar mit dem interkulturellen Aspekt des Ausländerstudiums? Also in unserer Hochschule wird zum nächsten Wintersemester der Rektor die ausländischen Erstsemester eigens begrüßen. Das hört sich vielleicht formal an, aber ich glaube, es könnte die Absicht nach außen signalisieren: wir halten das Ausländerstudium für wichtig und richtig und wir freuen uns über die ausländischen Studenten.

Allerdings, das ist eine gute Idee.

Rück-Sichten

Bereits Ende der 50er Jahre stellt Dieter Danckwortt in einer sozialpsychologischen Untersuchung der Situation der ausländischen Studierenden in der Bundesrepublik fest, daß das primäre Problem ihre gesellschaftliche Isolierung ist, aus der heraus sich die meisten ihrer anderen Schwierigkeiten entwickeln. Der Rückblick Carmen zur Strassens auf die 50er und 60er Jahre, gewissermaßen als biographische Notiz, bestätigt Danckwortts These auch im privaten Bereich, in den es hier eine Ausländerin verschlagen hat. Die Familie, in die sie aufgenommen wird, akzeptiert sie nur dort, wo sie in ihren Denk- und Verhaltensweisen gesetzte, vor allem aber mitteleuropäische Normen und ihre Frauen- und Mutterrolle voll akzeptiert. In dem Maß, wie sie sich sträubt, diese Rolle einfach zu übernehmen, wird sie innerhalb des Familienverbandes persona non grata, bis sie sich schließlich selbst ganz aus ihm ausblendet und für sich allein versucht, neue Lebens- und Erfahrungsebenen mit ihrer südamerikanischen kulturellen Identität zu vereinbaren.

Carmen zur Strassen

DAMALS - in Frankfurt Rückblick auf eine zweite Sozialisation in Deutschland

Ich treffe mich mit Carmen zur Strassen im gediegenen Frankfurter Westend, etwa in der Mitte zwischen Universität und Cafe Laumen an der Bockenheimer Landstraße. Dort wohnt sie in einer der unwahrscheinlich großen Altbauwohnungen vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Vor den riesigen Fenstern rauscht exotisch eine große Pinie. Carmen kommt aus Peru, wohnt seit über dreißig Jahren in Frankfurt und bestimmt seit fünfzehn Jahren eben in dieser Wohnung - zu erträglichem Zins: "Wie bist Du bloß an diese Kostbarkeit gekommen?" Sie lacht verschmitzt: "Das verrate ich nicht. Aber es war sehr, sehr mühsam!" "Hast Du nicht Lust, mal etwas darüber zu schreiben, zum Beispiel wie du hierher gekommen bist, und wie die Leute da waren, wie du alles empfunden hast. Du konntest doch auch kaum ein Wort Deutsch, oder?"

Nach 14 Tagen schickte sie an die Redaktion folgenden Bericht über ihre 'zweite Sozialisation' in Deutschland und ihre Erfahrungen mit den Deutschen - damals:

Stichworte

Frankfurt 1958, höchstes und einziges Hochhaus: das Zürich-Haus

Frankfurt 1958, Tropische Früchte in den Auslagen der Geschäfte: Bananen und - gelegentlich - Ananas

Frankfurt 1958, Ausländer(frage) in den Medien: Kein Thema!

Reflexionen

Ich könnte jetzt fortfahren, weiter zu benennen, was es damals vor 30 Jahren in Frankfurt gab oder nicht gab, aber ich glaube, für diejenigen, die Frankfurt von damals kennen, genügen die Angaben, die ich gemacht habe: sie sind repräsentative Beispiele dafür, wie sich die Stadt verändert hat. Ich möchte die Frage der Veränderung aber für mich selbst vertiefen, die ich als Ausländerin seit 1957 in dieser Stadt lebe.

Die Veränderungen sind augenfällig. Die erwähnten tropischen Früchte sind mittlerweile obligatorische Zierde der Obststände in den einschlägigen Läden oder auf den Wochenmärkten. Auch die Hochhäuser sind keineswegs mehr selten. Im Gegenteil: sie scheinen diese Stadt und ihren Rang als Messestadt und Stadt der Hochfinanz darzustellen und ihr Glanz zu geben. Auch Menschen aller Völker und Rassen beleben die Straßen Frankfurts, und der Reichtum manifestiert sich hier nicht nur in den glitzernden Bankhäusern oder den exklusiveren EBgewohnheiten der Frankfurter Bürger. Auch die marmornen Kaufhäuser und Boutiquen mitsamt dem dazugehörigen Flatter-Look der Damen in der Freßgaß und anderswo, die schicken Yuppies, die zur Mittagszeit massenhaft die City bevölkern, sind eindeutige Zeichen der finanziellen Hochleistung Frankfurts, das sich anschickt, aus dem Status einer soliden Mittelstadt in den der Metropole umzusteigen. Für uns Ausländer ist diese Entwicklung nicht uninteressant, denn es ist ja nicht der exklusive Konsum, das Schickimicki des gehobenen Mittelstands, das ästhetische Design und Material öffentlicher Bauten, aus denen der Geist einer Metropole besteht, sondern es ist vielmehr das lebendige Miteinanderlebenkönnen, die Vielfältigkeit kultureller Identitäten, die ihren Reichtum und Wesenszug im wesentlichen ausmachen. Dieser Aspekt scheint mir jedoch in der Entwicklung Frankfurt noch sehr unterentwickelt zu sein. Die wenigen Ansätze, die kulturelle Identität anderer Völker zu würdigen, bleiben oberflächlich und folkloristisch. Sie erschöpfen sich in den Darbietungen von Volkstänzen bei Straßen- und Sommerfesten von Gemeinden, Gewerkschaften. Das hat bestimmt auch etwas mit uns Ausländern zu tun, denen es offensichtlich nicht gelungen ist, das Anderssein offensiv genug nach außen hin zu vertreten. Aber es hat auch - wie kann es auch anders sein - mit unseren deutschen Freunden zu tun. Sie verteufeln oder sie idealisieren uns - dazwischen scheint es nichts zu geben - sie sehen auf uns mit einem gewissen Neid gegenüber unserer Emotionalität und unserer angeblichen Natürlichkeit, und sie nehmen dafür für sich selbst in Anspruch, allein Logik und ratio zu vertreten.

Wenn das Anderssein, das Ausländer-Sein, von den deutschen Freunden positiv besetzt ist, dann verkörpern wir die Sehnsucht nach der Ferne, die weite Welt, und wir werden leicht zu exotischen Wesen abgestempelt. Menschen, die uns fremd sind, begegnen uns mit offenen Vorurteilen. Unser Anderssein wird mit Bedrohung gleichgesetzt, es wirkt also störend, und deswegen muß dieses Andere weg. Es gibt bei dieser

Ablehnung eine versteckte Form: wir Ausländer werden einfach ignoriert. Diese Form der passiven Ablehnung scheint mir besonders eine Tendenz der 80er Jahre zu sein, die man auch an den Hochschulen trifft. Mag sein, daß mein Eindruck und meine Kritik vor einem anderen "historischen" Hintergrund geprägt ist - ich habe erst spät, nämlich nachdem meine beiden Kinder schon größer waren, angefangen zu studieren, in den 60er und 70er Jahren -, aber in dieser Zeit waren wir beispielsweise an den Hochschulen offensiver als heute, was den Umgang mit unserer kulturellen Erbe und unserer Weltanschauung angeht. Ich hoffe nicht, den gegenwärtigen Bemühungen von uns Ausländern um Gleichberechtigung und Akzeptanz Unrecht zu tun, aber ich behaupte doch: es wird ignoriert, wer sich ignorieren läßt. Wir müssen hartnäckige Barrieren überwinden, Mauern durchbrechen, unzählige durch Vorurteile zugeschlossene Türen öffnen. Das ist eine harte Arbeit, die nicht innerhalb des Ausländer-Ghettos zu leisten ist, sondern nur in der Auseinandersetzung mit den Deutschen, auch mit den deutschen Freunden. Die Demokratisierung unserer gegenseitigen Beziehungen wird sich erst dann frei von Abgrenzungen entfalten, wenn es uns gelingt, das Recht auf Anderssein und zugleich auf Gleichbehandlung in einem selbstverständlichen Recht zu vereinbaren.

Erinnerung

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, als ich mit meinem älteren Kind aus Südamerika nach Frankfurt kam, um mit meinem deutschen Mann in dieser soliden mittelgroßen Stadt zu leben - also, Frankfurt wirkte ganz einfach ärmlich auf mich. Die Stadt war im Krieg zum größten Teil zerstört, und die Straßen waren geprägt von den einfallslosen Fassaden der Nachkriegsarchitektur. Auf mich wirkte die Stadt charakterlos, ohne bemerkenswerte Eigenständigkeit. Meine Enttäuschung über Frankfurt hatte aber auch seinen Grund in der Art und Weise, wie meine deutschen Freunde in Peru über die angebliche Universalität der deutschen Kultur geschwärmt hatten. In ihren Projektionen sahen sie in dieser Kultur ein Gemeingut des ganzen Volkes; und sie beneideten mich um das Privileg, bald in einem Land wohnen zu dürfen, wo der Taxifahrer oder der Straßenfeger bei der Verrichtung ihrer Tätigkeiten Beethoven, Schubert etc. vor sich hinpfeifen. Auch die Briefträger würden sich nicht damit begnügen, einem die Briefe zu bringen - sie wären auch "Kulturträger", mit denen man über Goethe und Schiller reden könnte. Auch Fragen des Theaters und der Kultur hatten Vorrang in der Weltvorstellung aller,

woher sie auch kamen. Entsprechend groß war mein Erstaunen, als ich feststellen mußte, daß anstelle der großen Musik aus dem Radio Freddy Quinn oder Catarina Valente vorwiegend dudelten und die meisten Kinos die einschlägigen 50er-Jahre-Schnulzen brachten und auch die Theater eher routinierte Kost verabreichten und sich nicht gerade in Originalität erschöpften.

Gleich nach meiner Ankunft trat ich mit meinen neuen Freunden und vor allem mit der Familie meines Mannes in Kontakt. Alle waren sehr freundlich zu mir, so daß ich den Eindruck hatte, wirklich von ihnen gelitten zu sein und aufgenommen zu werden. Das war für mich sehr erleichternd, denn bei uns zuhause ist es wichtig, daß die jungen Paare von den jeweiligen Familien gut aufgenommen werden.

Im Nachhinein muß ich aber feststellen, daß ich - aus welchem Grund auch immer - nicht imstande gewesen war, meine Lage richtig zu beurteilen. Ich bemerkte zum Beispiel nicht, daß die Begegnung zwischen meiner neuen Familie, den neuen Freunden und mir auf ungleichen Voraussetzungen basierte - schon allein auf der Kommunikationsebene. Meine Unkenntnisse der deutschen Sprache waren sehr groß, mein Mitteilungsbedürfnis aber war noch größer, und so mußte ich mich mit wenigen Wörtern und großen Gestikulationskünsten behelfen, um mich einbringen zu können. Die gesitteten und sehr gut erzogenen Menschen in meiner neuen Verwandtschaft, deren Verkehrsformen keineswegs auf offenkundige Konfrontation ausgerichtet waren, bejubelten meine Unbeholfenheit als Charme und mein Anderssein als pittoresk.

Mit diesen angenehmen Attributen war ich nunmehr in den Schoß der Familie aufgenommen, und ich hatte damals überhaupt nicht gemerkt, wie neutralisierend sich diese Freundlichkeiten auf mich auswirkten. Ich glaube, ich war sogar erleichtert, über den leichten Weg des Charms und der Grazie Anerkennung in der neuen Umgebung gefunden zu haben. Unter diesen Umständen fällt es einem ja für gewöhnlich nicht schwer, auf seine Eigenständigkeit zu verzichten und auf die eigene Meinung, die ja die Voraussetzung der persönlichen Entfaltung ist. Diesem Mechanismus sind bestimmt viele Frauen zum Opfer gefallen, zum Beispiel die ausländischen Frauen von Entwicklungshelfern, die "Gestrandeten", werden sehr viel davon betroffen sein. Die ausländischen Studenten - es gab damals sicher nicht viele Studentinnen - hatten noch andere Probleme als

ich zu bewältigen gehabt. Es war für sie schon damals schwer, eine geeignete Unterkunft zu finden, obwohl die Wohnungsnot bei weitem nicht so groß war wie heute. Meine Freunde, diese guterzogenen, zivilisierten Freunde, erzählten von Studenten aus Schwarzafrika, daß sie in ihren Zimmern bei offenen Feuer kochen würden. Sie lächelten verlegen, wenn sie bei Gelegenheit Andeutungen über die angeblich ungewöhnliche sexuelle Potenz des schwarzen Mannes machten. Obwohl besonders die afrikanischen Studenten schon damals ziemlich isoliert waren, hatten sie doch auch einen gewissen sozialen und intellektuellen Spielraum, in dem sie selbstbewußt auf ihrer Identität bestehen konnten. Fanon, Lumumba und die Befreiung Afrikas von der Kolonisation in den 50er Jahren waren das Vehikel, mit dem die Afrophilen ihre Sympathie in Solidarität mit dem ganzen Kontinent umschlagen lassen konnten und auf dieser Ebene einen gangbaren Weg fanden, mit ihren Vorurteilen zu brechen.

Ich vermochte es damals nicht, die Diskrepanz zwischen der schwärmerischen Höflichkeit gegenüber uns Ausländern und den ins Auge fallenden Vorurteilen als die zwei Seiten der gleichen Medaille zu sehen. Aber etwas an dieser mir neuen Gesellschaft hat mich immer beunruhigt, etwas, was mir fremd und unvertraut war und was ich deshalb auch nicht benennen konnte. Erst viel später, Mitte der 60er Jahre, als ich mich an der Hochschule als Gaststudentin einschreiben ließ, weil ich glaubte, auf diese Weise etwas über die deutsche Kultur zu erfahren, die mich so interessierte, damals fing ich an, manche Ungereimtheiten in ihren Zusammenhängen zu begreifen. Die neue soziale Gruppe, mit der ich hier zusammenkam, die Studenten nämlich, führten andere Gespräche, als ich sie bis dahin gehört hatte, und verkörperten andere Verkehrsformen. Es wurde über den Eindimensionalen Menschen geredet, über den autoritären Charakter, nicht zuletzt über den Zusammenhang zwischen autoritären Strukturen und Faschismus. Allmählich konnte ich mir bislang Undurchschautes zusammenreimen. Mittlerweile hatte ich mir auch die deutsche Sprache einigermaßen angeeignet, und so begann ich auch im Schoße meiner "neuen" Familie meine Meinung über gesellschaftliche Probleme und Ungerechtigkeiten vorzubringen. Damit hatte ich aber die Spielregeln, die es in "gewissen Kreisen" zu beachten gilt, verletzt. Bald wurde ich als trotziger, widerspenstiger und - weil Ausländerin - als unwissender Mensch gesehen, der nicht in der Lage ist, die Komplexität einer entwickelten Gesellschaft in ihren Details zu erkennen und nachzuvollziehen.

Die Diskussion an der Uni über die Auswirkungen des autoritären Staates auf die Demokratie wurde am intensivsten geführt zu Zeiten der Großen Koalition. Die Gefahr der Verselbständigung einer Regierung ohne nennenswerte Opposition war unmittelbar einsichtig und konkret. Insofern schien auch die außerparlamentarische Opposition völlig gerechtfertigt, die Demokratie gewissermaßen von der Basis her versuchte. Die "Apo" begann ihren Kampf gegen die Notstandsgesetzgebung, die die Große Koalition sozusagen als Präventivmaßnahme gegenüber zukünftigen ökonomischen und politischen Schwierigkeiten beschließen wollte. Auf diesen Kampf fanden die Regierungen keine bessere Antwort, als etwa die, bestimmte gewerkschaftliche Rechte gesetzlich einzuschränken, um möglichen Arbeitskämpfen vorzubeugen.

Hierzu gab es an den Hochschulen zahlreiche Diskussionsgruppen. Den ganzen Tag über, vor allem gegen 5 Uhr nachmittags, wenn normalerweise alles in Eile nach Hause strebt, bildeten sich Arbeits- und Agitationsgruppen, und die "eigentliche" Arbeit begann. Sie galt zum Beispiel der Aufklärung über die sogenannten Schubladengesetze, die die Regierung bei einem Notstand - was auch immer darunter verstanden würde - in die Lage versetzen sollte, ihre parlamentarische Kontrolle außer Kraft zu setzen und die Regierungsgeschäfte in die Hände des Militärs und des Kanzlers zu legen usw. usf.

Mit der "Apo" begann eine Welle der gesellschaftlichen Politisierung, eine neue Art der Demokratisierung ergriff breite Bevölkerungsschichten, die Notstandsgesetze wurden Tagesgespräch, man unterhielt sich auf der Straße über politische Fragen, wildfremde Leute. Die zentralen Punkte der Stadt, wie Zeil oder Hauptwache, waren wochenlang offen Foren aller möglichen Meinungen. Überall sah man Trauben von Menschen, die sich um zwei, drei Diskutanten scharten: aufmerksame Zuhörer politischen Meinungsstreits.

Für mich waren diese Diskussionen auf der Straße die lebendigste Art von Geschichtsunterricht, hier lernte ich sehr schnell sehr viel über deutsche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, je nach politischer Einstellung, und sehr viel über die deutsche Mentalität, die mir bis dahin so viele Rätsel aufgegeben hatte. Mir scheint, daß in dieser historischen Situation auch Frankfurt selbst, die Stadt, ihr provinzielles Mäntelchen abschüttelte und eine Stadt mit gewisser

Weltoffenheit wurde, in der die ganzheitlichen gesellschaftlichen Formen auf Straßen und Plätzen offen ausgetragen werden konnten - wenn auch durchaus nicht immer ohne schmerzhaften Zugriff durch die "Ordnungsbehörde".

Diese Diskussionen waren für mich selbst - wie gesagt - sehr aufschlußreich und anregend, und ich diskutierte gelegentlich auch mit. Ich trug weitere Aspekte bei, nämlich solche, die die Situation Amerikas, meiner Heimat, unmittelbar berühren und doch in enger Verbindung mit der Weltpolitik stehen. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich auf Grund meiner Herkunft ignoriert worden wäre. Manche Zurufe: Geht doch nach drüben! usw. waren wohl hin und wieder zu hören, aber diese Parolen waren eben damals überall zu hören, wo Meinungen vertreten wurden, die nicht üblich waren oder gar "kommunistisch" klangen.

Diese Art von Straßendiskussionen waren weder programmatisch, also nicht parteigebunden, noch programmiert, sondern sie zeigten nur deutlich, daß fast jedermann politisch dachte und sich auch äußern wollte - im Gegensatz zur offiziellen Einschätzung des "gemeinen" Bürgers und Wählers. Ich glaube, daß diese Art von allgemeiner Politisierungswelle zu diesem Zeitpunkt auch konkrete Demokratisierung bedeutete: jeder, der etwas sagen wollte, mußte ja zunächst auch den anderen anhören, und daß auf dieser Ebene Verständigung möglich wurde. Das ist wahrscheinlich die notwendige Voraussetzung, über die besonders wir Ausländer unsere praktisch-kulturelle Identität aktiv vortragen und vertreten und weiter gestalten können. Von hier ist es uns dann auch möglich, uns in ein gemeinsames, gesellschaftliches Geschehen einzubinden und es mitzutragen und so weiterzulernen. Das sind jedenfalls meine Erfahrungen während der "Apo"-Zeit, an der ich schließlich aktiv teilgenommen habe. Ich erinnere mich beispielsweise noch, daß ich von keinem gefragt wurde, woher, aus welchem Land ich käme, als ein Straßentheater für die große Demo in Bonn 1967 organisiert werden sollte, an der ich mich beteiligen wollte.

Ähnliche Erfahrungen habe ich später in der Zeit der Studentenbewegung gemacht, als ich an einigen Aktionen teilnahm, die den Abbau von quasi Feudalstrukturen an den Hochschulen in Frage stellen sollten. Damals waren es in erster Linie "Genossinnen", die ein gemeinsames Ziel hatten. Es war überhaupt nicht die Frage, ob ich selbst als Teilnehmerin dieser Aktionen die spezifischen Erfahrungen und Prägungen meiner eigenen

Biographie als Peruanerin hinter die allgemeinen Ziele des Kampfes zurückzustellen habe. Im Gegenteil: Ich sollte während der Vorbereitungen, etwa alternativer Lerninhalte, die Probleme Lateinamerikas einbringen.

Ich glaube nicht, daß ich diese Zeit - die "Geburtsstunde" meiner Politisierung - glorifiziere; mir liegt es fern, nostalgische Erinnerungen zu wecken. Ich möchte nur im Rückblick auf den zurückgelegten Weg in Frankfurt zeigen, wie die neuen Wege einer wirklichen Interkulturalität gebaut sein könnten.

Ich habe anfangs kritisch festgestellt, daß sich Frankfurt - mit dieser Stadt ist ja meine "deutsche Sozialisation" verbunden - im Begriff ist, der äußeren Form nach, eine Metropole zu werden, und zwar ohne daß es zuvor seine Provinzialität grundsätzlich überwunden hat. Was fehlt denn dieser Stadt (und mit ihr den vielen anderen "Möchtegern-Metropolen" in der Bundesrepublik, nicht zuletzt dem "neuen" Berlin), damit Form und Inhalt nicht auseinanderfällt? Frankfurt ist doch, auf eine kurze Formel gebracht, gleichzeitig provinzieller Kopf mit dem Protectionnaire der Weltbank in der Hosentasche. Und mit diesem Gegensatz tun sich die Ausländer, die hier leben, schwer: Die Kälte des Geldes und die damit verbundene Arroganz der Macht wirken erdrückend, und die Intoleranz der Provinz scheint schwer überwindbar zu sein. Und doch kann sich diese Stadt, wie die Geschichte erweist, trotz des Glanzes ihrer Geldpaläste einerseits und der "Krämermentalität" (wie sich meine Freunde selbstironisch ausdrücken) und seiner sonst so verschlossenen Bürger von wichtigen Ereignissen erschüttern lassen. Ich glaube deswegen, daß es hier auf Dauer möglich sein könnte, ein gutes Stück auf dem Weg zu gegenseitiger Akzeptanz und Gleichbehandlung weiterzukommen. Möglicherweise sind die Widersprüche Frankfurts, die ja auch wohl die Gegensätze widerspiegeln, die in ganz Deutschland virulent sind, geradezu die Garanten für das Recht zum Anderssein und seiner Respektierung in der weiteren Zukunft.

Zukunftsaussichten - Erfahrungen und Vorsätze

Die folgenden beiden Beiträge sollen einerseits zeigen, daß es - wenn auch nicht bei den öffentlich Beauftragten, zum Beispiel den Studentenwerken - durchaus Vorschläge für die Zukunft gibt, was studentisches Wohnen, vor allem in einem multikulturellen Zusammenhang, angeht. Sie zeigen aber auch andererseits in ihrer Argumentation, wie weit die Lösung - und sei sie auch nur gedanklicher Art - noch entfernt ist. Und es ist leider auch nicht so, daß die Lösungsvorschläge analog zum Anwachsen der Probleme immer überlegter und vernünftiger werden: die kritischen Überlegungen zu einem engen multikulturellen Zusammenleben von Jörg Salaquarda finden in dem emphatischen, aber auch euphorischen architektonischen Entwurf einer multikulturellen Öko-Studenten-Siedlung von C.M. Schulte, Jahre später, leider keine Entsprechung. Trotzdem, das Inter- oder Multikulturelle ist als Forderung im Gespräch, und es kommt jetzt darauf an, die Utopie von ihren allzu pragmatischen oder allzu idealistischen Vorstellungen zu reinigen, um einen praktischen Weg zu finden.

Der dritte Beitrag verweist auf die Meriten von WUS im Laufe der letzten Jahrzehnte bezüglich des Wohnheimbaus. Ihr Licht sollte in einer solchen Bestandsaufnahme nicht unter den Scheffel gestellt werden.

Jörg Salaquarda

Studentenwohnheim - Schwierigkeiten multikulturellen Zusammenlebens *

"Begegnung in Auseinandersetzung" fängt schlicht damit an, daß die Menschen, die zusammen wohnen bzw. zusammenarbeiten, einander wahrzunehmen beginnen. Wo sie das nicht aus eigenem Antrieb tun, muß man ihnen dazu Gelegenheit geben und sie dazu zu bringen suchen, z.B. dadurch, daß man Gremien einrichtet und Orte der Kommunikation schafft. Was in dieser Hinsicht in den letzten Jahren geschehen ist, das kann man zum Teil der lange Zeit beratenen, und im WS 1978/79 beschlossenen Satzung entnehmen, zum anderen Teil den Semesterberichten des jeweiligen studentischen Vorstands im Verwaltungsrat. Wir haben die wöchentliche Mitarbeitersitzung und den Hausrat, es gibt Flur- und Hauptversammlungen. Ein Fernseh- und ein Leseraum wurden eingerichtet, die Bar ausgebaut und ein Tischtennisraum bereitgestellt. Aber es gibt auch feste und Sonntagskaffee, gemeinsame internationale Essen und Informationsveranstaltungen. Begegnung kann in diesem Haus stattfinden und findet auch statt. Wenn sich

* aus "Bericht der Hausleitung des ESZ an den Verwaltungsrat" vom
26.01.1981

jemand dem zu entziehen versucht, dann wird er von anderen aufgesucht, aufgefordert, wo nötig, gemahnt.

Wer damit beginnt, einen anderen wahrzunehmen, der wird schnell merken, daß der andere tatsächlich **anders** ist. In einem Haus, in dem mehr als die Hälfte der Bewohner aus dem Ausland kommt, fällt das Anderssein ohnehin von vornherein auf, durch Hautfarbe, Sprache, Gewohnheiten etc. Aber das eigentlich Befremdliche, oft Bedrohliche, zeigt sich erst hinter diesen vordergründigen Unterschieden, die sich noch leicht überbrücken lassen, zumal von aufgeschlossenen und intelligenten jungen Leuten. Ärgerlich, ja bedrohlich, sind andere Züge: die anderen Traditionen, die religiösen und politischen Überzeugungen, letztlich die Auffassungen vom Leben. Wenn z.B. ein aufgeklärt-säkularisierter Deutscher merkt, daß ein anderer, etwa ein Iraner, seine religiöse Überzeugung für etwas höchst Bedeutsames hält, das sein ganzes Leben und alle seine Beziehungen zur Welt bestimmt, dann kann das schon irritierend sein. Und was für ein Ärgernis muß umgekehrt dieser platte europäische Alltagsmaterialismus für einen überzeugten Muslim sein. Daß Sozialisten, Liberale, Konservative, neuerdings vielleicht auch Grüne, einander durch ihr Dasein gegenseitig nicht gerade erfreuen, zumal dann, wenn sie es mit ihren jeweiligen politischen Haltungen ernst nehmen, ist ja bekannt.

Man versteht es deswegen gut, daß die meisten Menschen lieber "unter sich" bleiben. Wenn sie sich schon dem Zusammentreffen mit anderen, Andersartigen, nicht entziehen können, dann ziehen sie es vor, im Unverbindlichen zu bleiben. Sobald sie nämlich den Anderen in seiner Andersheit wahrnehmen, wird ihre religiöse, politische oder sonstige Haltung in Frage gestellt: und damit auch ihre Grundeinstellung zur Wirklichkeit.

Durch seine Religion oder Religionslosigkeit, durch seine politische Überzeugung oder Indifferenz, durch seine Sprache und Herkunft und durch manches andere, wird die Identität eines Menschen bestimmt. Wenn die "Begegnung in Konfrontation" zur Folge hat, daß all dies, und somit die Identität selbst, fragwürdig werden, ist diese Idee dann nicht gefährlich? Haben dann nicht diejenigen recht, die Studentenwohnheime, zumal solche mit kirchlicher Trägerschaft, lieber möglichst einheitlich belegen wollen, z.B. mit lauter aktiven Christen? Oder auch diejenigen, die

ein unverbindliches Nebeneinander, ein **bloßes** Wohnen propagieren, wenn sich die Einheitlichkeit nicht mehr praktizieren und durchsetzen läßt?

Ich nehme diese Einwände nicht leicht und tue die zu Grunde liegenden Positionen nicht einfach ab. Die Idee der Einheitlichkeit mit der daraus folgenden Möglichkeit einer "mutua consolatio fratrum" wird immer wichtig bleiben, ohne etwas Derartiges kommt niemand auf Dauer aus. Die Kirche sollte sich zwar nicht darin erschöpfen, Ort dieser Einheit zu sein; aber unzweifelhaft hat sie darin eine wichtige und bleibende Aufgabe. Was ich bezweifle, ist, ob diese Idee heute für ein Studentenheim tragend sein kann. Die "68er Revolution" hat jedenfalls zur Folge gehabt, daß die kirchlichen Studentenheime diese Idee verworfen haben - um freilich mit dem Versuch, sie durch eine politisch begründete und motivierte Einheitlichkeit zu ersetzen, selbst bald zu scheitern.

Wenn heute das unverbindliche Nebeneinander-Wohnen die Regel ist, dann muß man das als Reaktion aus der jüngsten Geschichte verstehen. Wenn man, wie wir, versucht, diese Haltung zu bekämpfen, sollte man sich gleichwohl nicht dafür verschließen, daß sie zwar zumeist in der Praxis, aber der Idee nach durchaus nicht nur eine bloße Reaktion ist. Auch ihr liegt ein Gedanke zu Grunde, nämlich der der Toleranz. In einem säkularen Staat sollen mündige Bürger einander als Menschen achten und gelten lassen, unbeschadet ihrer verschiedenen religiösen und politischen Grundhaltungen.

Von der Idee "Begegnung in Konfrontation" aus läßt sich gegen diese Haltung vor allem zweierlei einwenden. Es sind das die beiden Hauptargumente, von denen Theorie und Praxis der Hausleitung in den letzten Jahren getragen waren.

1. Ihrer Theorie nach ist Toleranz, gründend in Vorstellungen der westeuropäischen Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts, ein Ernstnehmen des Menschen **als** Menschen, unabhängig davon, ob er Franzose oder Deutscher, Katholik, Lutheraner oder Reformierter, Tory oder Whig, Adelliger oder Bürgerlicher ist, bzw. was dergleichen Unterschiede mehr aufgezählt werden könnten. Die Grundannahme lautet, daß im Prinzip alle Menschen **gleich** sind, und daß das eigentlich Menschliche dann zum Vorschein kommt, wenn man von den genannten Unterschieden abstrahiert. Diese Grundannahme hat sich als falsch herausgestellt, späteren Zeital-

tern ist ihr ideologischer Charakter deutlich geworden. Was die Aufklärung als das "allgemein Menschliche" voraussetzte, war in Wirklichkeit jener milde aufgeklärte Rationalismus, der ohne die Tradition des westlichen Monotheismus und seiner Säkularisierung nicht gedacht werden kann.

Die Haltung dieser Art von Toleranz muß deswegen scheitern, weil das Fundament, das sie trägt, zerfallen ist: niemand tritt mehr aktiv für es ein. Unter der Hand ist an seine Stelle der durchschnittliche und alltägliche Materialismus und Egoismus getreten, dessen Maxime lautet: "Laß'mich zufrieden, dann lasse auch ich dich zufrieden". Wenn sich darin das allgemein Menschliche ausdrücken soll, dann sind wir klägliche Repräsentanten der Menschheit geworden. - Die Haltung dieser Toleranz scheitert in unserer Zeit und angesichts der uns bestimmten Wirklichkeit zum andern daran, daß sie ja nie **für alles offen** gewesen ist. Wenn sie auf eine in einer ganz anderen Tradition verwurzelten Lebensauffassung trifft - das ist in unseren Studentenheimen notorisch der Fall - , dann vermag sie sich nicht als Toleranz zu behaupten. Sie muß sich entweder verteidigen und damit jenen repressiven Charakter bekunden, den die Frankfurter Schule schon längst theoretisch aufgewiesen hat; oder sie wird überwunden.

Das **Fazit** aus dieser Überlegung lautet: Das beziehungslose Nebeneinander wird nur scheinbar von dem Gedanken der Toleranz bestimmt, in Wirklichkeit von anderen Haltungen, nämlich entweder von der Standpunktlosigkeit des alltäglichen Materialismus, oder von dem Isolationismus absoluter (religiöser oder politischer) Überzeugungen - und von der Furcht beider vor einer wirklichen **Begegnung**.

2. Wenn die Überzeugung des Aufklärungszeitalters falsch war, es hätte das wahrhaft Menschliche hinter den vordergründig entzweierenden Instanzen entdeckt, so ist andererseits die These, es gebe gar kein allgemeines menschliches Wesen, sondern nur verschiedene Gestalten des Menschseins, die sich in langen Traditionen ausgebildet haben, zumindest vorschnell. Träfe sie zu, dann wären die Konsequenzen allerdings schlimm. Es würde bedeuten, daß Menschen einander letztlich gar nicht verstehen können, wenn sie, auf Grund verschiedener Traditionen, verschiedene sprachliche, religiöse und politische Identitäten ausgebildet haben. Dann können sie einander wirklich nur entweder "in Frieden lassen", oder in irgendeiner

Form überwältigen, sei es durch Überredung und psychologisches Geschick, sei es durch Gewalt. Das Modell des "beziehungslosen Nebeneinanders" wäre dann verständlich, bliebe aber trotzdem problematisch: denn wozu soll man in einem solchen Fall überhaupt noch ein Zusammenwohnen arrangieren, das bestenfalls **nichts**, möglicherweise **Konversion**, und schlimmstenfalls **Gewalt** hervorbringt. Sie merken, daß ich Realitäten beschreibe, die wir sehen müssen, vor denen wir aber nicht kapitulieren dürfen.

Die Idee der "Begegnung in Konfrontation" geht davon aus, daß es doch ein allen Menschen gemeinsames Wesen gibt, daß es sich aber nicht, wie das die westeuropäische Aufklärung versucht hat, in bestimmten inhaltlichen Bestimmungen fixieren läßt. Dieses Wesen ist vielmehr eine innere Bewegtheit, die die vorfindlichen Identitäten immer schon und immer wieder übersteigt. Es ist, in der Sprache der Tradition geredet, die Transzendenz des Menschen. Herr Kohler hat dafür den Ausdruck "Grundidentität" geprägt, um das Wesen von den sekundären Identitäten abzuheben, nämlich von jenen Prägungen durch Sprache, Herkunft, Religion etc. Er hat immer wieder zu zeigen gesucht, daß alle Religionen letztlich auf diese Grundidentität abzielen, die christliche Botschaft etwa, indem sie von "Umkehr" oder von einem "Sterben und Auferstehen mit Christus" spricht.

Ich kann diesen Gedankengang hier nur nennen, nicht ausführlich entfalten und begründen. Ich möchte aber, zum Abschluß, auf seine praktischen und, wie ich meine, zukunftsweisenden Konsequenzen aufmerksam machen. Der Mensch kommt nicht darum herum, irgend eine sekundäre Identität auszubilden. Ohne sie gewinnt er keinen Stand in dieser Welt und hat keine Möglichkeit zu wirken. Aber er ist immer mehr, als was in diesen Identitäten zum Ausdruck kommt, er bleibt transzendierendes Suchen. Die "Begegnung in Konfrontation" bietet ihm eine große Chance. Zwar ist auch für ihn diese Begegnung zunächst ein Ärgernis, weil er sich in seiner Festlegung und Orientierung, somit in seinen Wirkmöglichkeiten in Frage gestellt sieht. Aber sie ist auch eine Chance, weil er durch dieses Ärgernis hindurch auf seine Grundidentität als Mensch aufmerksam werden kann.

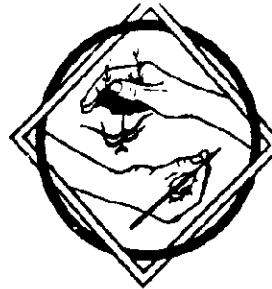
Wer sich einer wirklichen Begegnung aussetzt, der **kann** dabei wohl scheitern: das ist sicher wahr. Aber sie **kann** für ihn auch zum Anlaß dazu

werden, neu und tiefer er selbst zu werden, eine neue Ebene des Menschseins und der Verbundenheit mit allen Menschen zu entdecken. Unwichtig werden die sekundären Identitäten dadurch nicht, aber sie bekommen einen neuen Sinn. Sie werden zu Symbolen, die den Menschen auf sein wahres Wesen, auf seine Aufgabe oder Mission hinweisen. So vermischt die geglückte "Begegnung in Konfrontation" nicht die Unterschiede, sondern macht sie eher noch deutlicher; aber sie relativiert sie auf eine, freilich nie zu besitzende, nie zu objektivierende Grundidentität, in der (aber auch **nur** in der) alle Menschen gleich sind.

An dieser Idee haben wir uns in den vergangenen Jahren zu orientieren gesucht. Wir hatten nicht vor, z.B. einen Buddhisten zum Christentum zu bekehren, einen Linken umzudrehen oder einen Afrikaner zu europäisieren. Aber wir haben, mit mehr oder minder großem Nachdruck und mit größerem oder geringeren Erfolg, alle dazu zu bringen gesucht, sich der Andersartigkeit der Anderen auszusetzen, um die Konfrontation hindurch auf die Stimme ihrer eigenen Grundidentität zu hören. Wir hinterlassen Satzung, Gremien, Strukturen. Sie sind tote Hüllen, wenn sie nicht vom Menschen mit Geist erfüllt werden. Aus welchem Geist heraus sie eingerichtet worden sind, wollte ich hier im Rückblick noch einmal schildern.

Carlo Maria Schulte

Wohnprojekt Öko-Siedlung



FRIEDEN • ÖKOLOGIE • ENTWICKLUNG

**Kollektive Sicherheit - Ökologische Lebensweisen - Alternative Entwicklung
- Zukunftsforschung - Lebensgestaltung - Ökomedien - Kulturwerkstatt -
Ökotourismus - persönliche und gesellschaftliche Transformation**

PEACE • ECOLOGY • DEVELOPEMENT

Vorläufige Skizze für das Projekt einer ESG-Ökosiedlung in Frankfurt mit Partnersiedlungen in verschiedenen Ländern.

Dieser erste Text erhebt keinen Anspruch auf Ausgereiftheit oder Vollständigkeit. Er soll vielmehr Gespräche, Phantasie ... anregen.

Die ESG war schon immer in den letzten Jahren sensibel für ökologische Fragen. Auch standen verschiedene ökologische Modelle auf nationaler Ebene zur Diskussion. Über die schon vorhandene und/oder noch geplanten Ansätze und Projekte der ESG in Frankfurt und anderswo hinaus scheint mir zusätzlich eine neue Qualität hinsichtlich der Gestaltung ökologischer Lebensweisen hilfreich und sinnvoll zu sein.

In einem solchen Siedlungsprojekt können verschiedene Probleme gleichzeitig einer Lösung näher gebracht werden, vielfältige Aktivitäten optimal miteinander verbunden sein. Die Wohnungsnot von StudentInnen ist ja bekannt und es ist höchste Zeit, daß nicht weiterhin phantasielose Betonklötze gebaut werden mit "Kaninchenställen" für Studierende.

Weiteres Anliegen ist ein interdisziplinär angelegtes Studium. Bei den letzten Protestaktionen hier in Frankfurt war das ein Hauptanliegen, und es haben sich entsprechende Arbeitsgruppen gebildet, die bis heute kontinuierlich miteinander fachübergreifende Fragestellungen und Lösungen diskutieren. Die alltägliche Vernetzung von wissenschaftlichem Diskurs und ökologischer Lebenspraxis in einer ökologischen Siedlung wird den Bedürfnissen vieler StudentInnen und den Notwendigkeiten heutiger gesellschaftlicher Praxis am besten gerecht. Kürzlich meinte ein Experte der amerikanischen Environmental Protection Agency (EPA), die Diskussion über die Notwendigkeit neuer Lebensformen in den Industrieländern würde die Hauptdiskussion der nächsten 25 Jahre sein. Dem ist zuzustimmen. Aber es darf natürlich nicht bei Gesprächen und Diskussionen bleiben.

In welche Richtung ein Siedlungsprojekt sich entwickeln könnte, ist einigen Materialien zu entnehmen, die diesem Papier beigelegt sind. Diese allgemeinen Überlegungen sollten bald durch interessierte Menschen konkretisiert werden.

Schon jetzt kann gesagt werden, daß Partnersiedlungen in verschiedenen Ländern denkbar und anzustreben sind, damit ein lebendiger Austausch von Erfahrungen in verschiedenen Kulturkreisen stattfinden kann und zugleich eine Verbesserung entwicklungspolitischer bzw. europäischer Zusammenarbeit, ganz im Sinne weltweiter Solidarität. An erster Stelle ist hier das Projekt eines Informations- und Bildungszentrums für Wissenschaften, Technologie und Umwelt in Vietnam zu nennen. Es wurde von Dr. Luu initiiert und könnte als Partner-Ökosiedlung realisiert werden, in der Arbeiten, Wohnen und Freizeit sinnvoll integriert sind. Weitere Partnersiedlungen sind möglich. Z.B. in Grenada, Frankfurts neuer Partnerstadt, in Birmingham, Lyon und Mailand, die ebenfalls Frankfurts Partnerstädte sind. Das Vorhaben muß aber nicht auf Partnerstädte beschränkt sein und sollte mit der Zeit alle Kontinente einbeziehen, damit die Realität der **einen** Welt umfassend und glaubhaft gelebt werden kann. Die Siedlungen werden wichtige Impulse geben können für die Entwicklung der sie jeweils umgebenden Gesellschaft.

Ob und in welcher Weise das Siedlungsprojekt in Programme der WHO, der EG oder anderer Institutionen einbezogen werden sollte, bedarf guter Überlegung und einer sorgfältigen Prüfung.

Ein erster Entwurf für die Gestaltung einer Ökosiedlung in Frankfurt sollte möglichst schon am 28.09.89 vorgelegt werden, dem Tag des Gesprächskreises des Initiativ Ausschusses ausländischer Mitbürger in Hessen mit dem neuen Dezernenten für multikulturelle Angelegenheiten Daniel Cohn-Bendit. Die Siedlung kann auch ein Beispiel werden für die Möglichkeiten der gegenseitigen menschlichen Bereicherung von MitbürgerInnen verschiedener Kulturen. Planungsdezernent Wentz hat mir in einem persönlichen Gespräch geraten, Dr. Luu zu bitten, ihm einen Brief zu schreiben zur Absicht des Baus einer Ökosiedlung. Dann kann Wentz helfen, ein passendes Grundstück zu finden.

Nach dem 28.09. kann die Arbeit am Konzept fortgesetzt werden. Alle am Projekt interessierten Menschen sind eingeladen, ihre Ideen, Anregungen ... laufend in die Diskussion einzubringen. Ein fester Gesprächstermin in der ESG oder anderswo (wöchentlich?) kann Kontinuität sicherstellen.

In einem Brief (Anlage) habe ich die BfG gebeten, einige Millionen als Startkapital zu geben. Es ist schwer abzuschätzen, ob daraus etwas wird. Unabhängig vom Erfolg dieser Initiative sollte in den nächsten Wochen nach möglichen Geldgebern gesucht werden. Das ganze Spektrum ist in diesem Zusammenhang interessant. Die Stadt, das Land, der Bund, die EG, Banken, ev. Kirche, Stiftungen ...

Es ist zu prüfen, ob vorab ein Forschungsprojekt (Anlage) durchgeführt werden sollte oder nicht. Vielleicht ist es sinnvoll, vielleicht aber auch entbehrlich. In jedem Fall aber müssen Erfahrungen anderer Siedlungen (Communities) berücksichtigt werden, um unnötige Fehler zu vermeiden. Wenn das Vorhaben konkreter wird, ist natürlich auch ein Finanzierungsplan und ein Architektenentwurf notwendig.

Frankfurt, im September 1989

CARLO MARIA SCHULTE



Carlo Schulte



Freier Journalist + Zukunftsforscher

Carlo Maria Schulte

Frankenallee 32, 6000 Frankfurt 1



Betr.: Aufbau einer ökologischen Siedlung
am Niederurseler Hang (ca. 700-1.200 Menschen und etwa 40 ha)
Bezug: Bisheriger Schriftverkehr...

Lieber,

seit einigen Wochen gibt es in Frankfurt und Wiesbaden Gespräche und Schriftwechsel zur Gestaltung und Realisierung einer ökologisch gestalteten multikulturellen Siedlung in Frankfurt. Erfreulicherweise waren alle an dieser Kommunikation beteiligten Verantwortungs- und Entscheidungsträger offen für ein solches Projekt, sodaß es jetzt aus meiner Sicht vor allem um die rasche und kompetente Umsetzung der Idee geht.

Die folgenden Überlegungen, die ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder Ausgereiftheit mitgeteilt werden, mögen weitere FreundInnen für das Vorhaben gewinnen, rasche Entscheidungen ermöglichen und auch die Phantasie all derer anregen, die diese Anregungen wahrnehmen. Bei der weiteren Kommunikation können dann gegebenenfalls neue Vorschläge eingearbeitet bzw. berücksichtigt werden.

Nach einem Gespräch mit der Nassauischen Heimstätte glaube ich, daß sich für das Projekt eine Entwicklungs- und Bauträgerschaft der Nassauischen Heimstätte anbietet. Die Stadt Frankfurt müßte sie wohl damit beauftragen. Herr Du Bois kann sich jedenfalls eine solche koordinierende und federführende Rolle der NH vorstellen.

Die NH sollte auch bald zu einer ZUKUNFTSWERKSTATT oder PLANUNGSZELLE einladen, in der wünschenswerte ökologische Zukünfte des Geländes am Niederurseler Hang und die konkrete Gestaltung der ökologischen Siedlung erörtert werden können. Eine ZUKUNFTSWERKSTATT könnte Prof. Rüdiger Lutz (Tübingen/Berlin/Californien) durchführen, zumal er damit schon Erfahrungen machen konnte. Eine PLANUNGSZELLE kann von Prof. Diemel (GH Wuppertal) durchgeführt werden. Denkbar ist auch eine sinnvolle Kombination beider Verfahrensweisen, je nach sachlicher Notwendigkeit und Bedürfnissen der TeilnehmerInnen. Ich bin bereit, eine solche Veranstaltung mit vorzubereiten. Einzuladen wären alle im Sinne meiner weiteren Vorschläge zur Ausgestaltung der Siedlung auf Seite 2 dieses Briefes interessierten und relevanten Initiativen, Organisationen und Institutionen, der Wohnbund, unsere Ökosiedlungsinitiative, interessierte Ortsbeiräte und Stadtverordnete. Lurgi-MitarbeiterInnen, die 3 dort ansässigen Bauern, das Wissenschaftsministerium in Wiesbaden, das städtische Planungsamt ...; die NH führt die Veranstaltung durch und beteiligt sich natürlich.

Es spricht einiges dafür, statt der bisher geplanten Fertigbauten der Studenten, gleich ein vorzeigbares ökologisches Projekt (Dr. Martin Wentz) zu realisieren, damit eine Ghettosituation vermieden wird (Dr. Behrendt, ULV) und, falls das Gelände der Universität nicht ausreicht, im Wege des Geländetauschs in dem Bereich, der im Vorschlag der NH für die Stadt als Fertigbauwohnprojekt ausgewiesen ist, eine Geländeerweiterung vorzunehmen. Außer dem Wissenschaftsminister, dem Planungsdezernenten, dem ULV-Direktor und der NH hat auch die Stadtverordnete Carola Scholz von den GRÜNEN Offenheit für das Vorhaben signalisiert. Sie trägt auch im Aufsichtsrat der NH Verantwortung und wird hoffentlich wie alle anderen Beteiligten ihren Einfluß in positiver Weise geltend machen. Dann könnten wir alle uns schon bald zur Eröffnung der Siedlung sehen und den Erfolg gemeinsam feiern.

Das Gelände in der Nähe der Riedwiese, daß vom Planungsdezernenten kürzlich ins Gespräch gebracht wurde, scheint schon wegen der möglichen

Lärmbelästigung durch die nahe Autobahn kaum für ein Wohnprojekt geeignet. Andererseits ist in diesem ökologisch sensiblen Bereich - wenn überhaupt - nur eine baubiologisch- ökologische Perspektive denkbar, schon wegen der Wasserverhältnisse dort (Du Bois). Jedenfalls sollte das Hauptaugenmerk auf das Unigelände und den angrenzenden Bereich gerichtet bleiben und für den Riedwiesebereich biologische Landwirtschaft betrieben werden, vielleicht mit einer bescheidenen Bebauung.

Lassen Sie mich nun etwas zum besonders guten Umfeld der zukünftigen ökologischen Siedlung etwas sagen. In Niederursel gibt es bereits den Hof, ein anthroposophisches Bildungs- und Freizeitprojekt. Eine Zusammenarbeit bietet sich an. Auch wäre darüber zu sprechen, ob eine bereits geplante Waldorfschule integriert werden kann.

Direkt beim Unigelände siedeln 3 Bauern. Mindestens einer von ihnen will integrierten Landbau betreiben. Stefan Cornell studiert zur Zeit noch in Gießen und ist als einer der Bauern interessiert an dem Vorhaben, wobei zu beachten ist, daß er eigene Interessen einzubringen hat, wenn es um die Landnutzung geht. Eine Kooperation ist auch hier denkbar, zumal die ökologisch gestaltete Siedlung auch ökologische Landwirtschaft betreiben soll. Zur Zeit wird das Biozentrum der Universität neu gebaut. Ökologische Aspekte werden sicherlich auch dort eine Rolle spielen, womit ein weiteres Feld sinnvoller Zusammenarbeit eröffnet ist. Lurgi betreibt u.a. die Entwicklung von Umwelttechnologien. Warum sollten sich nicht auch hier Möglichkeiten ergeben? Der neue Zoo findet sich in unmittelbarer Nachbarschaft. In der Siedlung werden sich auch Läden befinden. Bei der Planung kann dafür gesorgt werden, daß ZoobesucherInnen Einkaufsmöglichkeiten nutzen können. So entsteht ein zusätzlicher Anziehungspunkt. So entsteht vor meinem - und vielleicht auch Ihrem - inneren Auge ein ökologisches Quartier, das eine wesentliche Bereicherung darstellt, für Frankfurt, Hessen, ja die gesamte Republik. Jede(r), der/die jetzt mithilft, das Vorhaben zu realisieren, kann mit Freude sagen: Ich bin auch dabei gewesen. Diese Keimzelle für eine sozial und ökologische Gesellschaft könnte eng mit der UNO-Universität in Tokio kooperieren, die sich mit globalen Problemen befaßt. Johan Galtung, der Anfang der achtziger Jahre für die UNO-Universität zu neuen Lebensstilen in Industrieländern forschte und jetzt in Hawaii lehrt, teilte mir mit, daß er sich ein Beratungsorgan in Sachen Technikgenese und Zukunftsforschung gut in einer ökologischen Siedlung vorstellen könnte, schon um wissen-

schaftlichen Diskurs und ökologische Lebenspraxis optimal miteinander zu verbinden. Prof. Udo Ernst Simonis vom Wissenschaftszentrum Berlin und Berater des UNO-Generalsekretärs in Entwicklungsfragen hat kürzlich im SPIEGEL ein EUROWATCH-Institut analog zum WORLDWATCH-Institut in Washington angeregt. Auch das sollte in die weiteren Überlegungen einbezogen werden. Das Land Hessen plant eine Wissenschaftsakademie, die Stadt Frankfurt eine Akademie der Künste. Beide sollen wohl auch Technikgenese betreiben. Was liegt näher, als die eigentliche Arbeit in diesem Bereich in die neue Siedlung einzubeziehen und jeweils eine Außenstelle in Wiesbaden und Frankfurt einzurichten?! Ein weiteres internationales Begegnungszentrum der Universität und eine Tagungsstätte passen gut ins Bild der Siedlung. Bei allen Überlegungen ist auf eine sinnvolle Kooperation und Koordination zu achten. Dann kann zusammenwachsen, was inhaltlich zusammengehört. Für die zukünftigen BewohnerInnen sollte Raum und Zeit bleiben für Eigenarbeit bei der Siedlungsgestaltung.

Bei der Planung und Gestaltung des Grüngürtels für Frankfurt sollte mit bedacht werden, daß gerade auch in der Nähe, im Bereich des Gürtels weitere ökologische Wohn- und Siedlungsprojekte denkbar sind (Du Bois). Zum Beispiel in Bonames und Bergen-Enkheim.

Bitte teilen Sie mir mit, wie Sie über diese Anregungen denken und auf welche Weise Sie an der Umsetzung mitwirken wollen. Möglichst bis Ende Februar/Anfang März. Es kann dann besser übersehen werden, wie am besten weiter verfahren wird. Danke schon jetzt.



Erfolg am nächsten Tag

NEUWIRTH

Aus den örtlichen Komitees

Münchner Komitee

Die allerorten bekannte Zimmernot in Universitätsstädten hat das Münchner Komitee dazu animiert, wieder einmal eine größere Aktion durchzuführen. In der Annahme, daß doch sicherlich irgendwo in München noch einige Zimmer zu haben sein müssten, überlegten wir, wie man die Vermieter am besten ansprechen könnte.

Einer der wichtigsten Faktoren im Hinblick auf ein Zimmer ist nach wie vor die Zimmerwirtin. Auf der Suche nach einer Möglichkeit diese Vermieterinnen in größerem Umfang anzusprechen zu können, kam uns der Gedanke auf dem Viktualienmarkt, einer der reizvollsten Märkte im Zentrum Münchens, unsere Schau abzuführen. Um unserer Aktion die notwendige Lautstärke zu geben, baten wir wieder einmal unsere Freunde vom Drum and Bugle Corps der Will-Kaserne um Unterstützung. Diese Kapelle, seit der Zeit des Inter-solifonds zu unserer „Hauskapelle“ avanciert, bot uns gerne ihre Unterstützung an.

So marschierten dann am 22. Mai 1964 eine amerikanische Militärkapelle und einige WUSler, mit Spruchbändern versehen, am Viktualienmarkt auf. Der Erfolg war, daß sich die Münchner Hausfrauen, anstatt am häuslichen Herd zu kochen, das Standkonzert anhörten, und dabei auf die Zimmernot ausländischer Studenten hingewiesen wurden. Die Hausfrauen zeigten sich recht interessiert und wir hörten der Dinge die nun kommen werden.

Der erste Erfolg zeigte sich sofort am nächsten Tag. Die eingeladenen Pressevertreter räumten unserer Aktion einen Artikel in der Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung und der Abendzeitung ein. Unter den Überschriften „Mit Pauken und Trompeten werben Studenten um Zimmer für ausländische Studienkollegen“ und „Mit Musik auf Zimmersuche“, erschienen zwei Bildberichte. Dazu waren auch die Telefonnummern des WUS und der Akademischen Auslandsstelle abgedruckt.

Am folgenden Montag arbeiteten die beiden Telefone auf Hochtouren, und wir erhielten in knapp einer Woche über dreißig neue Zimmer. Die Zimmer wurden dann sofort vom Zimmerdienst der Akademischen Auslandsstelle an zimmersuchende Studenten vergeben. Wenn auch bedauerlicherweise noch oft Einschränkungen hinsichtlich der Herkunft der Studenten gemacht wurden, war es doch immerhin ein recht netter Erfolg.

Dietmar Müller

Kambiz Ghawani

WUS - Mit Pauken und Trompeten auf Zimmersuche

Zimmersuche für ausländische Studierende an bundesdeutschen Hochschulen war und wird immer dringender und ist nicht erst seit 1964 für WUS eine wichtige Programmaktivität. Wurde 1964 noch mit Hilfe einer Militärkapelle auf dem Viktualienmarkt in München für Zimmer getrommelt, so ist heute nicht einmal mehr mit Trommeln ein Zimmer oder gar eine Wohnung für ausländische Studierende zu finden. Die Gründe hierfür und die Reaktionen hierauf sind in diesem Heft beschrieben und bedürfen wohl keiner weiteren Erläuterung. Aber wie sieht es mit Wohnmöglichkeiten für Studierende in Afrika, Asien, Latein- und Zentralamerika aus. Was unternimmt der WUS für diese Studierende und was hat er bisher unternommen?

Die Anfänge der WUS-Arbeit 1920 resultierten unter anderem aus der Notsituation von Studierenden im zerstörten Europa und der dadurch verursachten Wohnungsnot. Ruth Rouse, Mitbegründerin des WUS, beschreibt in ihrem Buch über die Arbeit des WUS (damals noch als European Student Relief) "Rebuilding Europe" 1925, was es bedeutete, im zerstörten Europa kein Dach über dem Kopf zu haben, keinen Tisch um in Ruhe studieren zu können, geschweige denn sein eigenes Zimmer zu haben, und wie WUS als eines seiner drei Hauptziele die Bereiche Ernährung, Wohnen, Kleidung definierte und durch Selbsthilfe Studentenwohnheime in Ungarn, Jugoslawien, Polen, in den Baltischen Staaten, Deutschland, Österreich, Türkei und der Sowjetunion errichtete.

Das Bauen von Studentenwohnheimen in Selbsthilfe war bis Ende der 60er

Jahre ein Programmschwerpunkt des WUS. So existieren heute WUS-Wohnheime in Sri Lanka, Indonesien, Pakistan, Vietnam, Nepal, Indien, Südkorea, Japan, Burundi, Lesotho, Sudan, Zambia, Chile, Guatemala, Honduras, Nicaragua, Paraguay und Peru.

Dachten wir, daß in den 70er und 80er Jahren das Wohnproblem für Studierende überwunden sei, bzw. die jeweiligen Staaten selber ihre Verantwortung im Bau und der Unterhaltung von Studentenwohnheime nachkämen, so müssen wir heute feststellen, daß aufgrund der desolaten wirtschaftlichen Situation in Afrika, Asien und Lateinamerika immer mehr Studentenwohnheime wegen Baufälligkeit geschlossen, keine neuen Wohnheime gebaut und bestehende Wohnheime privatisiert werden und somit für die Mehrzahl von Studierenden aus ärmeren Einkommenschichten nicht mehr bezahlbar sind. Daher hat das Deutsche WUS Komese "alte" Programmidee wieder aufgegriffen, Studentenwohnheime in Selbsthilfe zu errichten und durch Spendenaktion zu fördern.

So wird seit 1989 in enger Zusammenarbeit mit dem Internationalismusreferat des ASTAs der freien Universität Berlin, der Studentenvertretung der Technischen Universität in Managua und dem WUS Komitee Nicaragua ein Studentenwohnheim auf dem Campus der TU-Managua mit einer Kapazität von 48 Wohneinheiten errichtet. Am Bau sind sowohl Studierende der TU-Managua als auch im Rahmen eines Workcamps Studierende der FU-Berlin beteiligt.

Die konkrete Idee zu diesem Projekt stammt von den Interessenvertretungen der Studierenden in Managua und Berlin. Gemeinsam wurden die Konstruktionspläne entworfen, die Gespräche mit der Hochschulleitung der TU-Managua geführt und letztendlich eine Spendenkampagne hierfür an bundesdeutschen Hochschulen organisiert. Auf Anfrage der Studierenden übernahm WUS die organisatorische Abwicklung in Nicaragua und Deutschland. Dank einer Projektförderung durch die Senatsverwaltung für Wirtschaft in Berlin (W) konnten die Spendengelder aufgestockt und mit den Bauarbeiten begonnen werden.

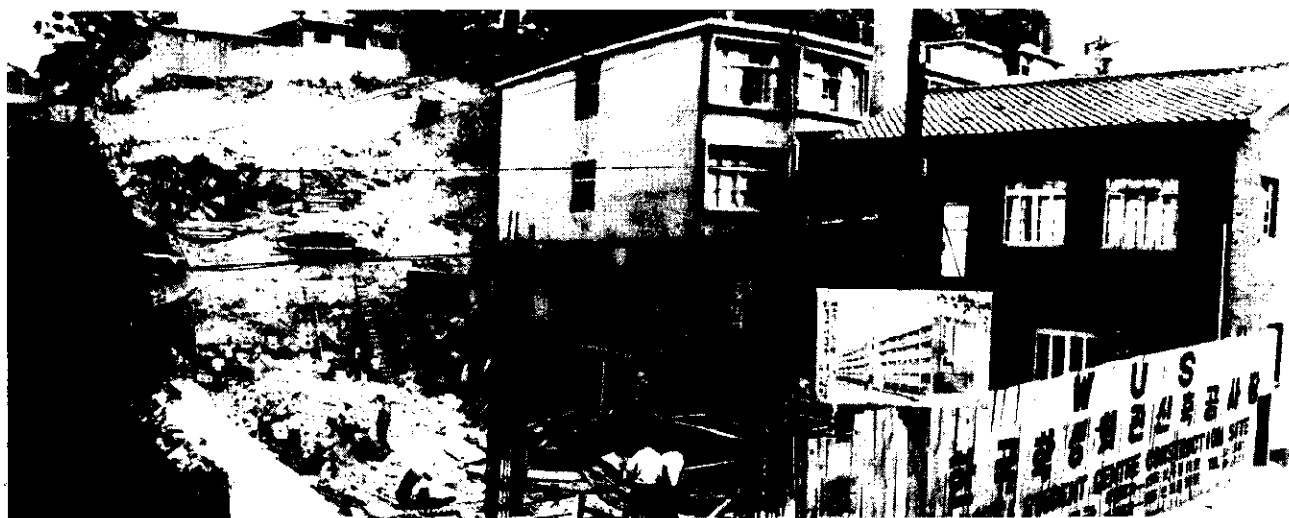
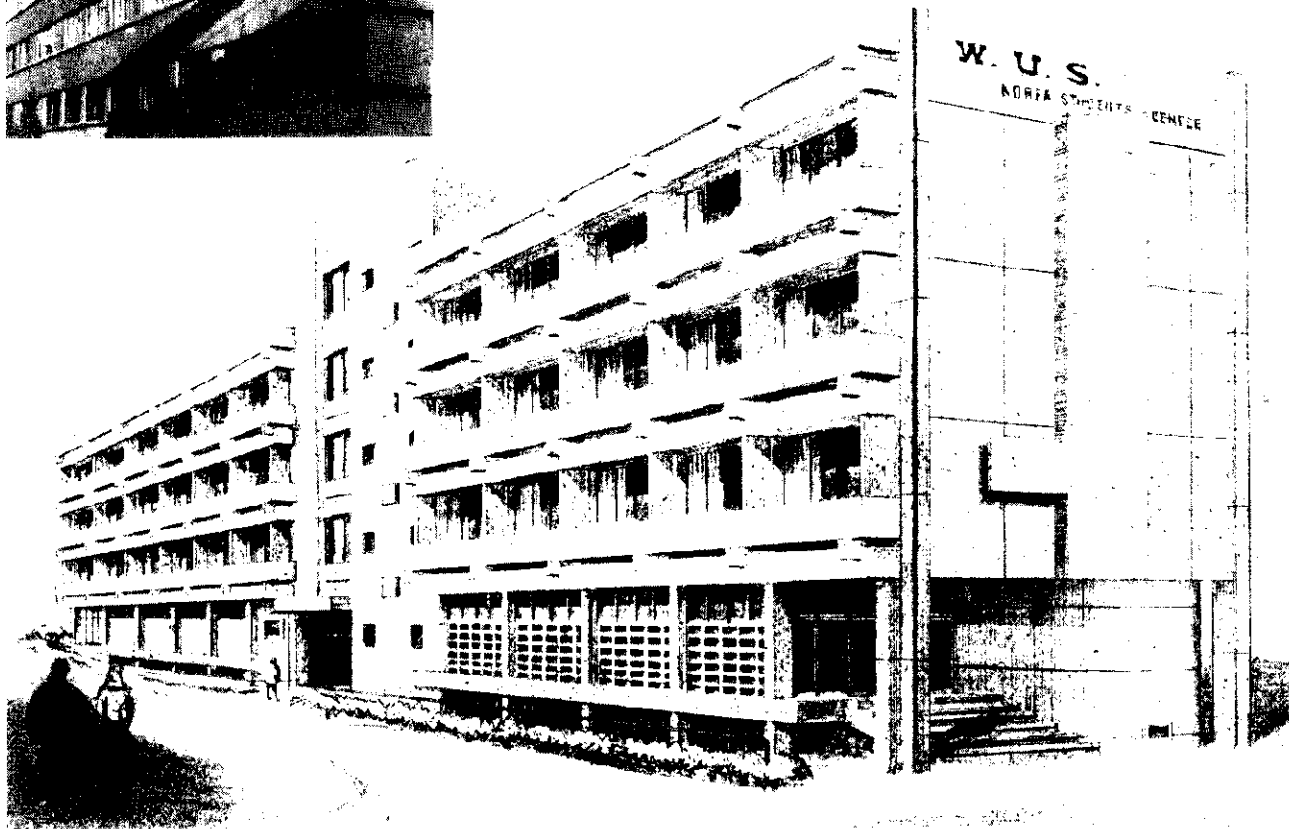
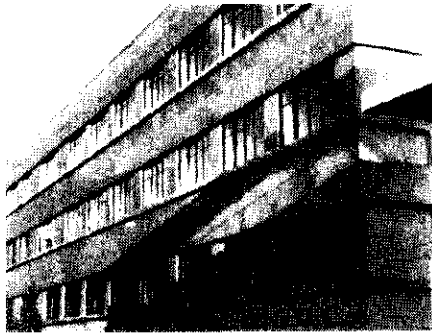
Doch weitere Studentenwohnheime in Selbsthilfe sollen folgen. Hierfür bitten wir um Ihre Spende auf das WUS-Konto 723100 bei der Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ: 370 205 00, Stichwort: Wohnheimbau in Selbsthilfe.

WUS-Wohnheim Süd-Korea

aus: WUS in ACTION, Feb. 1970

A WUS project

— planning — construction — inauguration

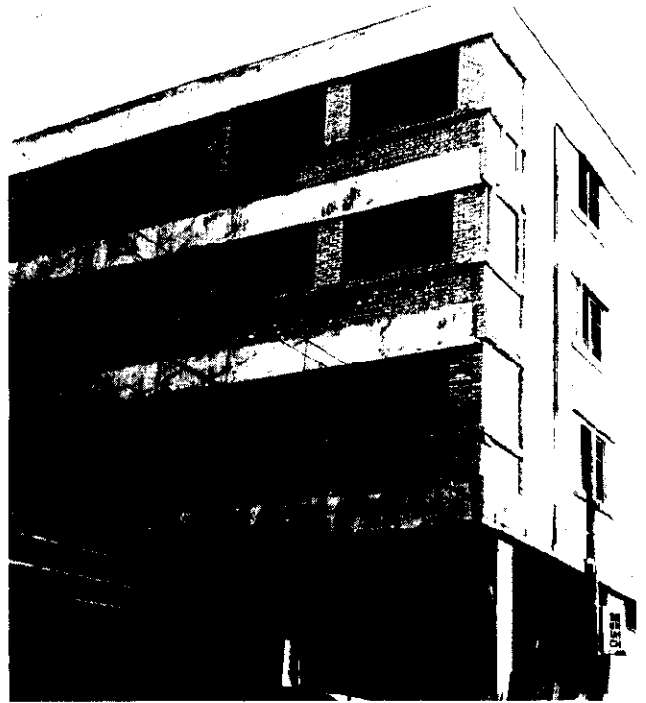
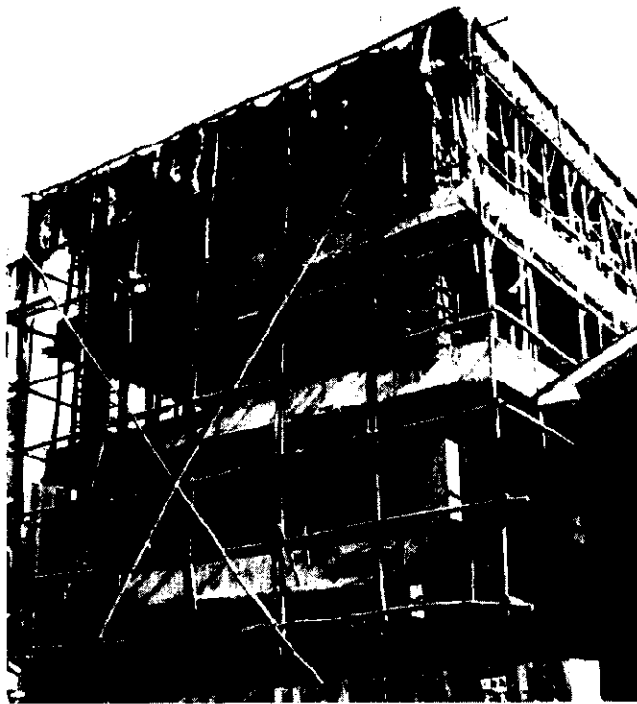
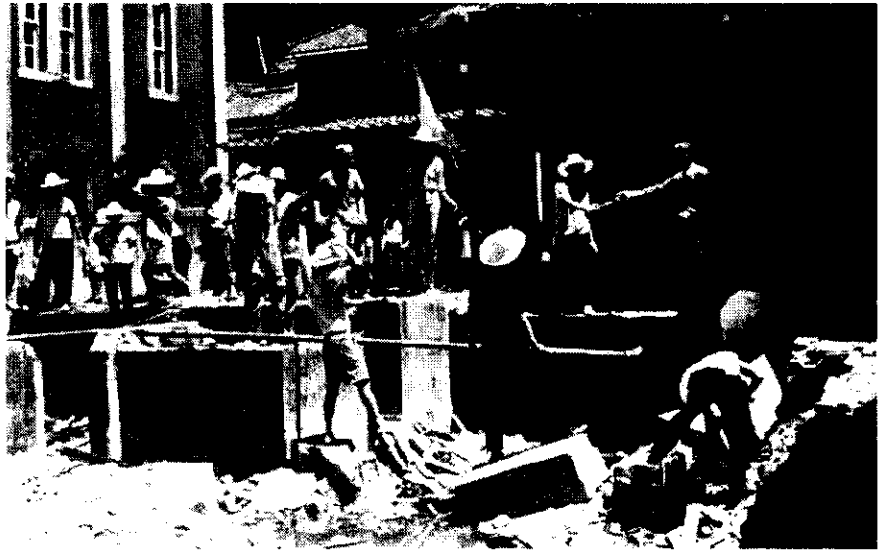


The Korean WUS Student Centre

The birth of a WUS project, and its construction is pictured on these pages as an example of the method by which WUS projects are implemented.

Above left, the architects drawing of the Centre presented to the International Assembly in 1964 and accepted for inclusion in the International Programme of Action. Inset the completed WUS Centre 1968.

Below left: demolition work on the site of the centre which was greatly advanced by the international WUS workcamp in Seoul in 1965 (photo right).



On this page, centre left: progress 1956; centre right: nearing completion 1967.

Right: the inauguration ceremony—cutting the tape, 26th June, 1969 in the photograph are, from left to right: a representative of the students association; the Chairman of Korean WUS; the Minister of Education, Republic of Korea; the Prime Minister, Republic of Korea, the International WUS General Secretary, Mr. S. Chidambaramathan; the Chairman of the Centre Building Committee, a representative of the students association.



Deutsche im Ausland - unbehaust?

Die Briefe und Reflexionen von Armin und Rainer über ihren Aufenthalt in Nicaragua stehen beispielhaft für viele andere gleichartige Berichte. Ihnen allen fehlt ein wesentlicher Punkt in ihren Auslandserfahrungen, der die Berichte der ausländischen Studierenden in der Bundesrepublik im wesentlichen kennzeichnet, nämlich das Fehlen des Überlegenheitssyndroms seitens des Gastlandes. Bei allen Schwierigkeiten, die beschrieben werden, bei allen Vorbehalten gegenüber spezifischen Verhaltensnormen innerhalb der Gastgesellschaft: anscheinend werden die Deutschen im Ausland selbstverständlich als gleichberechtigte Menschen angesehen, möglicherweise mal in ihren Eigenarten belächelt, aber in ihrer Identität, ihrem Recht, so zu sein, wie sie sind, unbestritten. Insofern haben sie alle die grundsätzlichen Voraussetzungen, sich auch unter der Dominanz der Gastgesellschaft nach ihrem eigenen Interesse und ihrer eigenen Verantwortung frei zu entfalten.

Willkommen in der Fremde

Erfahrungen aus Nicaragua *

Managua, 2 de Octubre 1988

Liebe Freunde,

in diesem Rundbrief möchten wir, ausgehend von unserer persönlichen Lebenssituation hier in Nicaragua, einen Blick auf Wohnverhältnisse und Familienleben der Bevölkerung werfen, wobei wir jedoch keinen Anspruch auf Objektivität erheben können, da sich unsere persönlichen Erfahrungen einerseits auf einen sehr begrenzten Bereich beschränken und wir andererseits als kulturfremde Ausländer viele Dinge anders sehen und interpretieren als dies ein Nica tun würde.

Seit drei Wochen sind wir ja nun selbst am Leben einer nicaraguanischen Familie beteiligt, die man allerdings nicht als typisch bezeichnen kann: Davud ist Iraner und hat einige Jahre in der Bundesrepublik Mathematik

* Brief und "Auswertung" stellte uns der
"Verein zur Wissenschaftsförderung e.V.", c/o Gesamthochschule
Kassel, zur Verfügung

studiert - Ihr braucht also keine Angst zu haben, daß wir nach unserer Rückkehr die deutsche Sprache nicht mehr beherrschen. Vor fünf Jahren wanderte er nach Nicaragua aus und arbeitet jetzt als Mathematiker an der UNI, wo auch Lylliam in einer leitenden Position beschäftigt ist. Die Herkunft Davuds und die beruflichen Erfordernisse beider tragen sicher mit dazu bei, daß in der Familie Fremden wie uns gegenüber ein sehr offenes und freundliches Klima herrscht. Dies ist hier nicht die Regel, da viele Nicas sehr familienbezogen, allen Fremden, auch Landsleuten gegenüber, eher reserviert sind und relativ abgeschlossene Familiensysteme bilden. Dies macht es, entgegen unseren Erwartungen, nicht gerade leicht, engere Kontakte zu Einheimischen zu knüpfen. Freundschaften wie wir sie kennen - gegenseitige Besuche, gemeinsame Unternehmungen etc. - spielen im Gesellschaftsleben kaum eine Rolle.

Zurück zu unserer Familie, zu der außer Lylliam und Davud noch der dreijährige Davudsito, die vierzehnjährige Indira, eine Tochter Lylliams, und Auxiliadora, die Oma, gehören. Etwas befremdlich erscheint uns, daß einerseits zwischen den Familienmitgliedern ein sehr herzliches Verhältnis besteht, andererseits aber viele Dinge, die in Deutschland geregelter sind wie z. B. geregelte Mahlzeiten, viel unverbindlicher gehandhabt werden. Auf unsere Frage, warum jeder ißt, wann und wo es ihm paßt, meinte Davud nur "Wir leben in einem freien Land..."

Die Familienstruktur ist, abgesehen von der geringen Kinderzahl, typisch für die meisten nicaraguanischen Familien: Häufig wohnen drei oder vier Generationen unter einem Dach und es ist durchaus normal, daß Kinder unterschiedlicher Herkunft zusammen aufwachsen. Hier zeigt sich beispielsweise, daß der lateinamerikanische Machismo so tief sitzt, daß er auch durch revolutionäre Ideale nicht so leicht auszutreiben ist. Es soll nicht wenige Männer geben, die dutzende Kinder mit kaum weniger Frauen haben, weshalb der Ausspruch "Kinder werden in Nicaragua gesät" nicht ganz unbegründet ist. Auch unsere hier vertretene Vorstellung von Treue stößt oftmals auf blankes Unverständnis. Die etwas andere Auffassung der Nicas von Zusammenleben und Beziehungskisten bringt viele Frauen, die oft nicht nur wegen des Krieges alleinerziehend sind, in schwierige Situationen. Die allgemeine Verbreitung und Tolerierung dieses Verhaltens führt dazu, daß der bzw. die einzelne Betroffene jedoch nicht gesellschaftlich diskriminiert wird.

Obwohl Lylliam und Davud beide gehobene berufliche Positionen innehaben, ist ihr Gehalt relativ niedrig, was symptomatisch für alle Staatsangestellten ist. Zum Lebensunterhalt tragen deshalb noch andere Erwerbsquellen, wie z.B. der Verkauf von Bier und Eis, bei.

Beim Stichwort Bier kommen wir nicht umhin, Euch mitzuteilen, daß der Gerstensaft hier von trinkbarer Qualität ist - er wird auch in einer ehemals deutschen Brauerei gemacht - die Trinkkultur allerdings ist nicht besonders hoch entwickelt. Dies mag zum einem daran liegen, daß Bier vergleichsweise teuer ist und sich ein Großteil der Bevölkerung den Trinkgenuß nicht leisten kann. Andererseits haben wir schon mit Schrecken festgestellt, wie bedachtlos manche Leute mit dem Getränk umgehen: Abends kommen Kunden mit einem 10-Liter-Eimer, lassen sich diesen vollfüllen und verdünnen das Ganze noch mit Eis - na denn Prost.

Abgesehen davon, daß wir hin und wieder in den Genuß eines Bierchen aus der Flasche kommen, ist auch für unser leibliches Wohl bestens gesorgt, da Lylliam eine sehr gute Köchin ist. Das Haus, das die Familie bewohnt, entspricht hier in Nicaragua normalem Mittelklassestandard. Die durch uns auf sieben Personen angewachsene Familie verteilt sich auf vier kleine Schlafzimmer. Weiterhin gibt es ein Arbeitszimmer mit Schreibtisch und Gerümpel, ein Wohnzimmer mit Schaukelstühlen und Fernseher, ein Bad, das glücklicherweise eine Dusche hat, und eine Küche. Der Wasserhahn und die Waschbecken befinden sich in dem relativ großen Hof, wo gespült und gewaschen wird und sich ein Großteil des Familienlebens abspielt. Das von uns bewohnte Zimmer ist mit zwei Betten und einem Regal auch schon fast voll, was uns jedoch nicht daran gehindert hat, es einigermaßen gemütlich einzurichten. Dies ist hier nicht unbedingt üblich, die Nicas scheinen die Einfachheit der Ästhetik vorzuziehen. Viele Wohnungen wirken auf uns eher kahl und ungemütlich. Die oben erwähnte Einrichtung des Wohnzimmers - Schaukelstühle und Fernseher - ist ein wichtiger Bestandteil fast aller Haushalte, von der gehobenen Villa bis hin zur armseligen Bretterhütte. Fast jeder hat mindestens einen Schaukelstuhl, oft reich verziert, und wer es sich irgendwie leisten kann, besitzt auch eine Glotze. Nahezu alle Barrios, auch die ärmsten, sind mit dem dazu nötigen Strom versorgt, wenn er auch in oft abenteuerlichen Konstruktionen von den Stromleitungen abgezweigt wird. In den armen Stadtteilen findet die Wasserversorgung durch zentrale, an das öffentliche Leitungsnetz angeschlossene Zapfstellen statt. Trotz

dieser infrastrukturellen Grundversorgung sind die Wohnbedingungen hier äußerst schwierig: es gibt kaum befestigte Straßen, und die in der Regenzeit entstehenden Schlammflöcher sind ideale Brutstellen für Stechmücken, die Überträger gefährlicher Krankheiten sein können. Auch sonst lassen die hygienischen Bedingungen oft zu wünschen übrig: In vielen Barrios gibt es kein funktionierendes Abwassersystem, die Fußböden bestehen oft lediglich aus gestampfter Erde; bei tropischen Regenfällen läuft das Wasser durch viele Häuser hindurch, im Innern wohnen nicht nur die Familien - wir waren schon in einem Haus, in dem zehn Personen in einem einzigen Raum lebten - sondern auch Schweine, Hühner, Hunde und reichlich Ungeziefer.

Trotz aller Armut haben wir hier jedoch noch keine solchen Verelendungszustände gesehen, wie sie uns durch Bilder und Berichte aus anderen lateinamerikanischen Großstädten bekannt sind. Die sandinistische Regierung ist zudem sehr bemüht, durch Einrichtung von Gesundheitszentren, Schulen, Kinder- und Jugendzentren die Situation besonders in den armen Barrios zu verbessern.

In einem Centro Comunal Preventivo de Menores (Schul- und Freizeitbetreuung für Minderjährige) haben wir inzwischen auch mit unseren Praktika begonnen. Das Centro wird von etwa 50 Kindern im Alter zwischen 7 und 15 Jahren besucht, die alle aus dem umliegenden Barrio "Jorge Dimitrov" kommen, das nicht weit von der Universität gelegen ist. Über unsere Arbeit dort werden wir im nächsten Rundbrief ausführlich berichten.

Die hier oft gehörten Andeutungen über das Post- und Kuriersystem haben sich inzwischen leider bestätigt, da wir nun seit mittlerweile zwei Monaten vergeblich auf Post warten. Wir schlagen deshalb vor, es in Zukunft mal über das Postfach Davuds zu versuchen. Die Briefe sind dann zwar mehrere Wochen unterwegs, erreichen uns aber vielleicht sicherer als über Revolutionstouristen und andere unzuverlässige Internationalisten. Glücklicherweise sind wir durch einen kleinen Weltempfänger Davuds nicht ganz von Nachrichten aus der Heimat abgeschnitten. Wir hätten uns vorher kaum vorstellen können, welche Bedeutung die Deutsche Welle einmal für uns bekommen würde, aber inzwischen verbringen wir so manches halbe Stündchen vor dem knisternden und piepsenden Kasten. Ein seltsames Gefühl ist es jedoch schon, die neuesten Lottozahlen zu hören und im

Wetterbericht für die nächsten Tage 10-13 Grad prognostiziert zu bekommen.

Wir wünschen Euch, daß das Wetter zu Hause nicht ganz so furchtbar ist, wie es sich von hier aus anhört. Zum Trost versichern wir Euch, daß wir oft sehnsüchtig an den deutschen Herbst denken.

Liebe Grüße,

Armin und Rainer

Fazit

Die Auswertung eines Praktikums im Ausland kann sich nicht darauf beschränken, einzelne Praktikumsinhalte kritisch zu überdenken, sondern muß unserer Ansicht nach auch das Leben und Arbeiten in einem fremden Land als Gesamterfahrung berücksichtigen. Die Gültigkeit dieser ganzheitlichen Sichtweise wurde uns selber dadurch bewußt, daß wir von einem Tag auf den anderen in eine Welt mit fremder Kultur und Sprache sowie anderen historischen, politischen, ökonomischen und sozialen Gegebenheiten hinein versetzt wurden. Mit diesen für uns ungewohnten Rahmenbedingungen wurden wir nicht nur während der Arbeit konfrontiert, sondern mußten uns mit ihnen gleichermaßen in Freizeit und Alltag auseinandersetzen.

Ein gewisses Gefühl von Fremdheit begleitete uns über die gesamte Dauer unseres Aufenthaltes, da auch gute Kontakte und Beziehungen zu Einheimischen sowie Anpassungsprozesse an spezifischen Lebensbedingungen und Gewohnheiten keine vollständige Integration in eine fremde Gesellschaft bedeuten. Dennoch entwickelte sich im Laufe eine Vertrautheit mit unserer Umgebung, und wir konnten nach einigen Monaten selbst mit uns anfangs noch stark fordernden Aspekten der nicarguanischen Wirklichkeit wie großer Armut und sozialem Elend relativ unbefangen umgehen. Während zu Beginn unseres Aufenthaltes die Flut der fremden Eindrücke unsere Sinne noch voll in Anspruch nahm, gestattete uns das sich Herausbilden eines Alltags mit bestimmten Gewohnheiten nach und nach eine reflektiertere und kritischere Betrachtung unserer Umwelt.

Eine für uns sehr eindrückliche, aber auch konfliktreiche Erfahrung war die Rolle, die wir innerhalb der nicaraguanischen Gesellschaftsordnung einnahmen. Trotz unseres Studentenstatus gehörten wir in diesem armen Land zu den ganz privilegierten Menschen, was uns Möglichkeiten eröffnete, die den meisten Nicaraguanern zeitlebens verschlossen bleiben. So war die alltägliche Versorgung für uns keine Überlebensfrage, wir konnten uns erlauben, viel im Land herumzureisen, und bei offiziellen und praktikumsrelevanten Angelegenheiten blieben uns oft langwierige Dienstwege erspart, und wir wurden bevorzugt behandelt.

So wurden uns weder hinsichtlich Auswahl unseres Praktikumsplatzes noch bezüglich inhaltlicher Gestaltung unserer Tätigkeit von offizieller Seite bindende Vorgaben gemacht, und wir konnten bestehende Freiräume nach eigenen Vorstellungen ausfüllen. Dies erlaubte uns die selbstständige Entwicklung einer Idee, die Planung von Vorgehensweisen sowie die eigenverantwortliche Durchführung eines Projektes. Für uns zufriedenstellend ist der Umstand, daß es uns unserer Ansicht nach gelungen ist, ein soziales Erfordernis zu erkennen und durch unsere Arbeit darauf einzugehen. Während es für uns einerseits eine Befriedigung war, durch die uns selbst gestellte Aufgabe eine zielgerichtete Arbeit zu verrichten, so bedauern wir es im Nachhinein, daß uns Konzentration auf Bau und Vollendung des Spielgerätes ein wenig das Blickfeld für andere Möglichkeiten der Arbeit mit den Kindern eingeengt hat. So haben wir unsere Ideen hinsichtlich Theaterarbeit erst relativ spät in die Tat umgesetzt, und auch andere spielerische und kreative Aktivitäten wären denkbar gewesen. Als Ursache hierfür ist anzuführen, daß wir die Möglichkeiten der Kinder zunächst aufgrund ihres von uns beobachteten Verhaltens in der traditionellen Unterrichts- und Freizeitgestaltung eingeschätzt, und teilweise vielleicht auch unterschätzt haben. Zudem fehlte uns anfangs auch der Mut, uns auf Experimente mit den uns noch fremden Kindern einzulassen, nicht zuletzt wegen mangelnder Erfahrungen und sprachlicher Unsicherheit. Bedauerlich ist dies auch deshalb, weil das Aufzeigen weiterer pädagogischer Möglichkeiten noch zusätzliche Impulse für die Arbeit der Erzieher im Zentrum hätte geben können.

Trotzdem denken wir, daß unsere Arbeit Ansätze für eine sinnvolle und kreative Freizeitgestaltung aufzeigen konnten, die möglicherweise für die zukünftige Arbeit mit den Kindern fruchtbar sind. Obwohl uns dies der Leiter des Zentrums bestätigte und wir während der Arbeit den

Eindruck hatten, daß die Kinder begeistert bei der Sache waren, hätten wir uns doch mehr Rückmeldung über unsere Arbeit gewünscht. Trotz des guten und offenen Verhältnisses zwischen uns und den Mitarbeitern des Zentrums, kam es nur selten zu einem qualifizierten und kritischen Austausch über unsere Praktikumstätigkeit. Einen Grund hierfür sehen wir unter anderem in der durch die unterschiedliche soziale und kulturelle Herkunft begründeten Distanz zwischen Mitarbeitern und uns. So nahmen wir vom ersten Tag an eine sehr exponierte Stellung innerhalb unserer nicaraguanischen Kollegen ein, die dadurch zu Ausdruck kam, daß wir stets respektvoll, zuvorkommend und im wahrsten Sinne des Wortes gastfreundlich behandelt wurden. Diese Gastfreundschaft ließ nach nicaraguanischen Verständnis keine Kritik an unserer Tätigkeit zu.

Obwohl der Umgang mit den Kindern relativ unkompliziert war und sie uns vorbehaltlos in ihre Reihen aufnahmen, so begleitete uns bei unserem Auftreten in diesem äußerst armen Stadtteil auch am Ende noch das Gefühl, Außenstehende zu sein. Trotz unserer Sonderstellung entwickelte sich im Lauf der Zeit eine Vertrautheit mit den Kindern und ihrem sozialen Umfeld. Der tägliche Kontakt mit diesen Verhältnissen machte uns sehr bewußt, was es bezogen auf den einzelnen Menschen eigentlich heißt, in extremer Armut zu leben. Besonders schmerzhaft traf uns die Erkenntnis, daß gerade die Kinder unseres Zentrums wohl nie die Chance auf wesentlich bessere Lebensbedingungen und wirtschaftliche und soziale Stabilität haben werden. Obwohl uns durch intensive Vorbereitung und theoretischen Auseinandersetzungen mit den Folgen von Armut und weltwirtschaftlicher Ausbeutung diese Problematik schon vorher bewußt war, stellte das hautnahe Miterleben dieser Situation für uns eine Dimension dar, die theoretisch nicht erfaßbar ist. In diesem Kontext denken wir, daß unser Projekt zwar sinnvoll war und einigen Kindern wohl auch positive Impulse hat geben können, sind uns aber im klaren darüber, daß unsere Arbeit letztendlich an den grundsätzlichen Lebensbedingungen und Zukunftsaussichten der Kinder nichts geändert hat.

Dieser Umstand regte uns auch zu einer erneuten Auseinandersetzung mit entwicklungspolitischen Fragestellungen, speziell im Sozialbereich, an. Da wir aber nie den Anspruch hatten, Entwicklungshilfe zu leisten, bewerteten wir unser Praktikum grundsätzlich positiv, wobei der gewiß nicht geringe Lernerfolg unserer konkreten Arbeit in die Gesamterfahrung unseres Nicaraguaaufenthaltes eingebettet ist.

Ein weiterer in diesem Zusammenhang erwähnenswerter Aspekt war die Möglichkeit, daß wir bei einer nicaraguanischen Familie wohnen konnten. Diese Eingebundenheit ermöglichte uns ein Einblick in soziale Zusammenhänge, die über die professionelle sozialarbeiterische Sichtweise hinausgehen.

Da bei unserem Nicaraguaaufenthalt auch politische Motivationen, Erkenntnisse und Fragestellungen eine Rolle gespielt haben, deren Erörterung jedoch den Umfang eines Praktikumsberichts sprengen würde, möchten wir hier nur folgendes anmerken: Trotz gewisser Ernüchterungen sowie Mißständen und Unzulänglichkeiten, die uns im Laufe der Zeit zunehmend deutlich wurden, ist zu sagen, daß wir die großen Leistungen der sandinistischen Revolution anerkennen. Dies gilt vor allem für den sozialen Bereich, indem trotz aller Armut eine gewisse Mindestversorgung der Bevölkerung durch öffentliche Einrichtungen gewährleistet ist und somit ein Absacken größerer Bevölkerungsteile an den untersten Rand der Armutsskala, der in anderen Ländern der sogenannten Dritten Welt längst erreicht ist, bisher verhindert werden konnte.

Um dies zu würdigen, war auch bei uns eine Loslösung von traditionellen Maßstäben nötig, denn der Wert des Erreichten ist nur vor dem Hintergrund der sozialen Zustände vor der Revolution oder der Lage in anderen lateinamerikanischen Ländern voll erfaßbar. Die in diesem Zusammenhang gemachten Erfahrungen und Erkenntnisse motivieren uns dazu, uns auch hier in der Bundesrepublik für die Sache Nicaraguas, hauptsächlich in Form von Öffentlichkeitsarbeit, einzusetzen.

Die Herauslösung aus den traditionellen Lebens- und Erfahrungszusammenhängen, die ein längerer Auslandsaufenthalt zwangsläufig mit sich bringt, erlaubte uns auch ein distanzierteres und kritischeres Betrachten der Verhältnisse in unserem Heimatland, als es uns vorher möglich war. So erfuhren wir nicht nur, daß es zu vielen in der Bundesrepublik eingefahrenen Lebens- und Verhaltensweisen auch positive Alternativen gibt, sondern lernten auch Annehmlichkeiten und Vorzüge der Lebensweise zu Hause, die man bei uns in ihrer Selbstverständlichkeit kaum beachtet und wahrnimmt, wieder neu zu schätzen. Diese Öffnung des Blickfeldes stellt für uns einen wertvollen Nebeneffekt unseres Auslandspraktikums dar.

Zum Schluß sei noch zu sagen, daß zu der insgesamt so positiven Wertung unseres Nicaraguaaufenthaltes nicht zuletzt auch der Umstand beigetragen hat, daß wir Planung, Durchführung und Auswertung dieses Unternehmens zu zweit angegangen sind. Entgegen mancher Warnungen und Prophezeiungen ist es uns gelungen, unsere Interessen in Praktikum, Alltag und Freizeit so gut miteinander abzustimmen und zu vereinbaren, daß wir diese Zeit als ein gutes Beispiel für ein harmonisches und für beide Seiten sehr befriedigendes Zusammenarbeiten und Zusammenleben werten können.

**Verzeichnis
der lieferbaren Hefte**

AUSZETT seit 1981

1990

Auszeit 21 Nr. 1/2

Unbehaust in der Fremde - Ausländische Studierende
und der Wohnungsmarkt

1989

AUSZETT 20 Nr. 1/2

Studienbegleitprogramme

1988

AUSZETT 19 Nr. 3/4

Betr. Notfond

AUSZETT 18 Nr. 1/2

Ausländische Studentinnen

1987

AUSZETT 17 Nr. 1/2

Multiplikatorenseminar
Studienbegleitprogramme
Medizin in Entwicklungsländern

1986

AUSZETT 16 Nr. 4/5

Aktuelle Retroperspektive des Ausländerstudiums

AUSZETT 15 Nr. 2/3

Ausländische Studentinnen

AUSZETT 12 Nr. 3/4

Reintegration von Hochschulabsolventen aus
Lateinamerika

AUSZETT 11 Nr. 1/2

Orientierungseinheiten für ausländische Studenten
Praxisberichte

1984

AUSZEIT 10 Nr. 2/3

Ferienakademien

Entwicklungspolitische Studienbegleitung

Praxisberichte

AUSZEIT 9 Nr. 1

Studienberatung für Ausländer

Berichte aus der Praxis

1983

AUSZEIT 8 Nr. 4/5

Hochschulzugang von Ausländern

Entwicklung und Rechtsprechung

AUSZEIT 7 Nr. 3

Soziale Situation und Probleme ausländischer
Studenten

1982

AUSZEIT 5 Nr. 5

Studienkollegs - Propädeutikum oder

Kapazitätssteuerung

AUSZEIT 4 Nr. 3/4

Neuregelung der Zulassung für ausländische
Studenten

aus Entwicklungsländern

Analysen und Dokumente - II. Teil

AUSZEIT 3 Nr. 1/2

Hochschulausbildung für Dritte Welt Studenten
in West Europa

Studie und Dokumentation